Die Leichenmarie

Heinz Tovote

Die Leichenmarie.

Von **Heinz Tovote** sind im gleichen Verlage bis zum August 1902 erschienen:

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrausch. Berliner Roman . . 16. Auflage
Mutter! Roman . . . . . 8. Auflage
Frühlingssturm. Berliner Liebesroman 9. Auflage
Das Ende vom Liede. Roman . . . 12. Auflage

Frau Agna. Roman . . . . . 10. Auflage

Jeder Band geh. M. 3,50; geb. M. 4,50

Der Erbe. Roman . . . . . 8. Auflage

Jakobsk. Wurmstichige Geschichten . . 10. Auflage
Ich. Nervöse Novellen . . . . . 12. Auflage
Heimliche Liebe. Novellen . . . . . 18. Auflage
Heißes Blut. Novellen . . . . . 14. Auflage
Abschied. Novellen . . . . . 11. Auflage
Die rote Laterne. Novellen . . . . 7. Auflage
Die Leichenmarie. Novellen . . . . 7. Auflage

Yvette, von Guy de Maupassant. Uebersetzung . . . . . 6. Auflage

---

Jeder Band geh. M. 2; geb. M. 3.

Heinz Tovote

Die Leichenmarie

Novellen

Siebente Auflage

Berlin W.
F. Fontane & Co.
1902

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
385101B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1947 L

Alle Rechte
besonders das der Ueberſetzung
vorbehalten

Die Leichenmarie.

17682

Digitized by Google

— Da muß man ja ordentlich Angſt kriegen, wenn man ſo was lieſt, wie dieſe letzte Mordthat.

— Was iſt denn los?

— Haben Sie von dieſer Marie Wilke nicht gehört, gnädige

— Nein, es intereſſiert mich aber ſo.

— Denken Sie nur: faſt eine Woche lang hat man nach dem Mörder geſucht. Eine reiche Apothekerswitwe iſt in ihrem einſam ſtehenden Hauſe draußen in Erkner ermordet worden.

— Ach, da ſind wir in dieſem Sommer mal geweſen. Wunderſchön iſt es dort am See, ganz wunderſchön.

— Das Mädchen der Ermordeten hat eine lange Ge-

ſchichte von zwei vermummten Männern erzählt, die in das abgelegene Haus eingedrungen ſeien und ſie in ihrer Bodenkammer eingeſperrt hätten. Zwei Nächte hat dann das Mädchen bei der Toten die Wache gehalten; und nun hat es ſich durch Zufall herausgeſtellt, daß dieſes Mädchen ſelbſt, Marie Wilke heißt ſie, die Mörderin iſt.

— Schrecklich!

— Und niemand weiß weshalb. Das Motiv zur That iſt völlig im Dunkeln. Ganz unerklärlich! Das Mädchen hat nichts geraubt, garnichts.

— Vielleicht ein Racheakt?

— Auch nicht. Die alte Frau hat das Mädchen nur zu gut behandelt.

— Man ſollte eben gegen Dienſtboten nicht zu gut ſein.

— Wahrhaftig, das könnte man faſt glauben.

— Und gar kein Fingerzeig? . .

— Keiner. Das Mädchen, denken Sie, iſt kaum neunzehn Jahre alt, es ſoll ſogar hübſch ſein; und dabei iſt ſie zu keinem Geſtändniſſe zu bringen. Auf alle Fragen ſchweigt ſie; ganz ſeltſam.

— Aber sie muß doch irgend einen Grund haben? — Um nichts und wieder nichts mordet doch einer nicht.

— Gewiß, aber welchen?

— Heute im Morgenblatt hat der Bericht gestanden? nicht wahr?

— Nein, schon gestern abend stand es in der Zeitung; heute aber ganz ausführlich. Man steht vor einem Rätsel. . . Sie lächeln, gnädige Frau?

— Ja, weil das Rätsel meiner Meinung nach nicht gar so schwer ist. Ich glaube beinah, daß ich dafür die Lösung geben könnte.

— Erzählen Sie, erzählen Sie.

— Ich kenne diese Marie Wilke! . .

— Sie kennen sie? — ach das ist interessant.

— Ja, es ist zwar schon Jahre her, daß ich ihr zum ersten Male begegnet bin, aber ich habe es nicht vergessen. Damals war Marie Wilke eben aus der Schule entlassen, und wir hatten das junge Ding, das uns durch irgend wen empfohlen war, auf kurze Zeit zur Aushilfe für unser Kind genommen, nur um rasch jemanden zu haben.

Ich entſinne mich noch genau des vierten oder fünften Tages, daß ſie bei uns war.

Sie ſaß vor mir auf der Erde und ſpielte auf dem Teppich mit unſerem Baby, hielt ihm eine große Puppe hin, und wenn das Kind danach greifen wollte, zog ſie ſie lachend zurück.

— Wo iſt denn das ſchöne Püppchen? — ei, die feine Puppe, die möchte Baby wohl haben, ſo plapperte ſie.

Und das Kleinchen lief herum und purzelte über ſeine noch ungeſchickten Beine, wenn es mit ſeinen Patſchhänden nach der Puppe greifen wollte.

Ich ſah Kinderwäſche durch, als das Mädchen das dicht vor mir auf dem Teppiche ſaß, aufblickte und ſagte:

— Ach, gnädige Frau, das war heute zu ſchön!..

Ich ließ das Hemdchen, an deſſen Stickerei ich etwas zu nähen fand, in den Schoß ſinken, ganz erſtaunt über dieſen plötzlichen, faſt ekſtatiſchen Ausruf und fragte:

— Was denn, Marie? — was war ſo ſchön?

Mit ihren immer ſo weit aufgeriſſenen Augen, hübſchen, aber ſeltſamen Augen ſah ſie zu mir auf. Ihr

ſonſt ein bischen dummes Geſicht leuchtete ordentlich vor Erregung.

Sie war mager, daß die Backenknochen hervortraten, und ihr ganzer Körper noch unentwickelt, kindlich hager; in dem grauen, blutleeren Geſichte ein breiter, blaſſer Mund, der bei jedem Wort, das man ihr ſagte, ſich zu einer Schippe zog, als ob ſie beleidigt ſei.

Mit ihren knochigen Händen hielt ſie die Puppe, grinſte vor ſich hin und ſagte plötzlich:

— Ich war doch heute bei Demmlers.

— Bei Demmlers? — Denen iſt doch geſtern ihr Junge geſtorben, nicht wahr?

Sie nickte eifrig:

— Ja! — und das mußte ich doch ſehen. — Ich bin ja ſo froh, daß ſie mich hineingelaſſen haben, wo ich die Leute doch garnicht kenne. Aber Emma hat mich mitgenommen.

— Aber Marie, wozu denn?

— Es hätte mir ſonſt keine Ruhe gelaſſen, wenn ich die Leiche nicht geſehen hätte. Das muß ich! — Leichen ſehe ich für mein Leben gern. . . .

Ganz erſtaunt blickte ich ſie an, aber ſie hielt

mechaniſch dem Baby die Puppe hin, und zog ſie lachend wieder fort.

Sie ſah gar nicht auf, ſondern erzählte eifrig weiter:

— Ach, es war ſo ne ſchöne Leiche. Das iſt doch zu ſchön, wenn einer ſo ſtill und ganz kalt da liegt. Ich kann mir gar nichts hübſcheres denken. — Wiſſen Sie, gnädige Frau — da muß ich noch immer dran denken, wie meine Mutter vor ſechs Jahren geſtorben iſt, und wie ſie dann drei Tage bei uns in der Stube gelegen hat. Ich war damals erſt gerade in eine neue Schule gekommen, und mußte hin; aber am liebſten wäre ich den ganzen Tag zu Hauſe geblieben und hätte immer blos bei der Leiche geſeſſen. Ich mußte immerzu ihre kalten Hände anfaſſen, die waren in ihrer Krankheit ſo eklig heiß geweſen, und ihr das weiße Geſicht ſtreicheln. Aber Vater wollte das nicht, er hat mächtig geſchimpft; da bin ich denn in der Nacht aufgeſtanden, und habe mich ganz heimlich zu meiner toten Mutter geſetzt, und ſie immerzu angeſehn. Ach, das war zu ſchön, wie ich da ſo geſeſſen habe und der Mond hat ins Zimmer ge ſchienen, daß es ganz taghell war. Wunderſchön war

das. — Ich habe alle Leichen gern, und wo ich weiß, daß eine iſt, da muß ich hin. Bei uns in die Gegend wiſſen ſie das ſchon von mir, und meine Freundinnen ſagen mir alle, wenn wer in die Nachbarſchaft geſtorben iſt. —

Das ſonſt ſo beſcheiden ſtille Mädchen war ganz lebhaft geworden.

Voller Redſeligkeit, daß ich nichts ſagte und ſie mir ihr Herz ausſchütten konnnte, ſchwatzte ſie weiter:

— Wiſſen Sie, gnädige Frau, wir wohnen doch in die Philippſtraße, dicht an der Hannoverſchen, wo die Morgüh iſt. (Das ü kam beſonders kräftig heraus.) Früher ließ mich der Portier nicht hinein ins Schauhaus. Das ſei nichts für Kinder! Da mußte ich denn mächtig aufpaſſen, wenn mal eine Leiche gebracht wurde. Und wenn ſie dann aus dem Polizeiwagen die lange, ſchmale Blechkiſte hoben und in das Haus trugen, hätte ich weinen können, daß ich nicht hinein durfte. Aber ſeit ich vorigte Oſtern konfirmiert bin, und der Mann mal wieder ſagte: Scher' dich nach Hauſe, Mächen! Kinder dürfen nich rinn! — da ſagte ich ihm einfach, daß ich eingeſegnet bin und da müſſe er mich

reinlaſſen. Er könne ſich ja bei meinem Paſtor erkundigen, und außerdem ſei eine Frau drin, die ſie aus der Spree gezogen hatten, und meine Freundin Bertha hatte mir geſagt: das ſei das alte Fräulein, das mal in unſerem Hauſe gewohnt hätte, und davon wollte ich mich nun überzeugen, ob ſie das wirklich ſei. Es war blos Schwindel, aber nun mußte er mich reinlaſſen. Es war nur die eine tote Frau drin, und dann noch ein Mann, aber aus Männern mache ich mir nichts. Nur Frauen! wenn ſie ſo ſchönes langes Haar haben, das iſt fein. Neulich an der Weidendammerbrücke, als ich hierher kam, um mich vorzuſtellen, da hatte ich Glück, da brachten ſie gerade eine Leiche die Treppe herauf. Sie war ganz in graues Leinen eingeſchlagen, aber das verſchob ſich, und da konnte ich fein ſehen. Ganz dicht habe ich dabei geſtanden. Huch, das Geſicht! ganz blau, und das Waſſer lief man ſo aus den ſchwarzen Kleidern und den offenen langen Haaren. Die mußte ſchon mächtig lange in die Spree gelegen haben. — Morgen will ich mal wieder nach die Morgüh. Im Lokalanzeiger hat drin geſtanden, daß ſich im Friedrichshain eine vergiftet hat, und niemand weiß, wer es iſt, ne ganz junge Frau. —

Sie lachte vergnügt in sich hinein, in der Vorfreude des Genusses, den sie sich morgen verschaffen würde.

Voller Grauen sah ich mir dieses junge Geschöpf an, für das es kein größeres Vergnügen gab, als sich mit Leichen zu beschäftigen. Ich wollte ihr schon sagen: dann sollte sie doch lieber Totenfrau werden, statt sich bei uns mit kleinen Kindern abzugeben.

Ganz unheimlich wurde mir zu Mute, und rasch nahm ich meinen Liebling zu mir, der seine Arme um meinen Hals legte.

Und diesem Mädchen hatte ich mein Kind anvertraut! —

Eine bange Sorge erfüllte mich; und als sie gegen abend sich irgend eine Geringfügigkeit zu schulden kommen ließ, benutzte ich die günstige Gelegenheit, und schickte sie heim, froh, daß ich sie los wurde.

Erst als sie das Haus verlassen hatte, atmete ich auf. Aber bei jeder Mordgeschichte, die je in der Zeitung gestanden hat, habe ich nachgesehen, ob ich nicht mal den Namen Marie Wilke finden würde.

Gott weiß, was in dem Hirn dieses Mädchens vorgegangen ist; als sie da draußen im Vororte für

ihre seltsame Passion keine Befriedigung gefunden, bis sie ihre Herrin umgebracht hat, wahrscheinlich nur um des Vergnügens willen, ein paar Nächte bei einer Leiche sitzen zu können.

Wenn wir aber später von ihr sprachen, — und das ist oft genug vorgekommen, da haben wir sie zum Unterschiede immer nur die Leichenmarie genannt.

Gott weiß, ob sie nicht schon damals imstande gewesen wäre, es mit unserem Kindchen zu machen, wie mit der Frau. Wenn ich blos daran denke, wird mir in Erinnerung an jenen Nachmittag heiß und kalt, wo die Leichenmarie in naiver Freude mir von ihren seltsamen und schauerlichen Neigungen erzählt hat.

Selbſtmord.

Der Arzt kam aus dem Krankenzimmer und ließ die ſchweren Portieren hinter ſich zuſammenfallen.

Albert, der am Fenſter ſtand, und in den lachenden Sonnenſchein hinaus ſah, drehte ſich haſtig um und ſah Doktor Meves angſtvoll fragend an.

Der Arzt blickte auf ſeine Nägel, ſchob die Haut am Daumen mit dem ſtumpfen Ende eines Bleiſtiftes zurück und hob die Schultern.

Flüſternd, aber in erregter Haſt, fragte Albert:

— Wie ſteht es, Doktor? iſt noch Hoffnung vorhanden?

Meves hob zweifelnd die Hände, und ganz langſam, nach jedem Worte ſuchend, erwiderte er:

— Viel Hoffnung habe ich nicht. Die Kugel hat die Lunge geſtreift, und wir wiſſen nicht, wo ſie ſitzt.

Bei der geringſten Bewegung erwacht ſie aus ihrer Betäubung und duldet unſagbar. Ich weiß nicht, ob es nicht das beſte wäre, ſie ganz in Ruhe zu laſſen, anſtatt ſie wahrſcheinlich vergebens zu quälen.

— Nein Doktor, nein, ſie darf nicht ſterben, ſie darf nicht! Ich bitte Sie, retten Sie meine Frau. Sie darf nicht ſterben! —

Meves ging unhörbar auf dem weichen Teppich auf und ab, den Kopf geſenkt. Nun blieb er ſtehen und ſah Albert an:

— Sie lieben alſo Ihre Frau noch?

Einen Augenblick ſtutzte Albert, dann rief er eindringlich:

— Sie müſſen ſie retten! . . .

Der Doktor nahm ſeine Wanderung wieder auf.

Das eine Fenſter war weit geöffnet. Draußen in den blühenden Zweigen jagten ſich die Vögel, und ein paar Finken ſchmetterten ihr luſtiges Morgenlied.

Nebenan hörte man, wie die Schweſter ein Glas auf eine Marmorplatte ſtellte.

Dann ward es ganz ſtill.

Und in dieſe Stille drang ein Stöhnen, ein qual-

voller Laut, und jetzt im Delirium ein Schrei, flehend, angſtgepeinigt:

— Hermann! Hermann! . .

Der Doktor blieb ſtehen; der Gatte ward noch um einen Ton bleicher und griff ſich an das Herz.

Die Augen des Arztes ſchienen zu fragen: iſt es nicht am beſten, wenn ſie ſtirbt? —

Und wieder klang es angſterfüllt aus dem Zimmer, wo die Sterbende lag:

— Liebſter! liebſter Hermann! . .

Die beiden Männer ſahen ſich an und Meves ſagte:

— Sie hat keinen anderen Gedanken; ſie weiß von nichts anderem, ſie fleht und jammert immer nur nach ihm.

Alberts Blicke wanderten zu dem zierlichen, engliſchen Damenſchreibtiſche, der dicht am Fenſter von der hellen Sonne überflutet ward. Dort hatte er, als er geſtern vormittags zurück kam, ihren Brief gefunden, einen Brief voll bitterſter Selbſtanklagen, daß ſie ſich ſo hatte bethören laſſen, und daß ſie nun die Schmach nicht überleben könne, wie ſie zurückgeſtoßen wurde, und er, den ſie geliebt, ſie verlaſſen wollte.

Und dann hatte er ſie im Nebenzimmer gefunden, wo ſie von der Chaiſelongue herabgeglitten war, und röchelnd, ohne Bewußtſein am Boden lag.

Dann waren die Aerzte gekommen; und er hatte noch nichts begriffen.

Er verſtand den Brief noch immer nicht.

Es war ihre Handſchrift, aber der Inhalt war ihm ein Rätſel; kein Name darin — nichts, nichts! Am liebſten hätte er die Sterbende gepackt und geſchüttelt, um ihr das Geſtändnis zu entreißen, um zu erfahren, wer es geweſen, wie das Unfaßbare hatte geſchehen können.

Den ganzen Tag hatte er gegrübelt, aber keine Aufklärung gefunden. Da — am Abend, als er mit der Pflegerin allein am Bette wachte, bewegte ſie zum erſten Male die Lippen, und dann ſchrie ſie auf, gellend wie in Todesnot, als ob ſie ſich an jemand anklammere, der ſie in einen Abgrund ſtoßen wollte, zweimal ſcharf und deutlich:

— Hermann! . . Hermann! . . .

Da wußte er! da erſt ſah er mit einem Male alles ganz klar vor ſich; als habe er die ganze Zeit über in einem dunklen Zimmer geſeſſen und jemand habe

nun die Fenſterladen aufgeſtoßen, und ihn ſehen gemacht.

Alles, alles wußte er nun. Jede Bewegung, jedes Wort, das ſie mit jenem gewechſelt hatte, wenn ſie ihn am dritten Orte trafen, wenn er zu ihnen ins Haus kam alles hatte jetzt eine andere Bedeutung.

Er ſah die Fäden, die ſie verknüpften; ſah, wie es hatte kommen können, aber er war ſo erſchreckt, daß er unfähig war, irgend welche Folgerungen daraus zu ziehen. Nie wäre er auf den Gedanken gekommen, daß ſo etwas geſchehen könnte, nie hätte er das von dem Freunde gedacht. —

Und wieder und wieder rief ſie den Namen, die ganze Nacht, bald flehend ſchmeichleriſch, bald in wilder Verzweiflung, und unverſtändliche Worte dazwiſchen in haſtiger Ueberſtürzung, daß er nichts verſtand.

Der Doktor war die Nacht im Nebenzimmer geblieben, um auf jeden Ruf der Schweſter bereit zu ſein, aber die Nacht ging vorüber und der Tag kam.

Sie waren alle nicht aus den Kleidern gekommen.

Die Sonne draußen ſtrahlte von einem wolkenloſen Himmel, als gäbe es kein Elend in der Welt. Aber

drinnen in dem halbdunklen Zimmer phantaſierte eine Sterbende, und ein Mann redete voller Verzweiflung mit dem Doktor, der in ſeiner ruhigen Art ſagte:

— Ich habe mir ſo etwas gedacht, ich habe den Namen ſchon gehört, als wir die erſte Unterſuchung vornahmen. Sie verlangte nach ihm. Zweimal in einem lichten Augenblicke hat ſie mich angefleht, ihn zu holen. Sie will den Freund noch einmal ſehen . . Ich glaube, ſie kann nicht eher ſterben.

Albert ſah den Doktor groß an, der fortfuhr:

— Sie findet nicht eher Ruhe. Ich habe es oft beobachtet, wie Sterbende erſt ſtill werden, wenn man ihnen den letzten Wunſch erfüllt.

Er ſchwieg, und wieder hörte man das Klagen der Frau, eine gebrochene Stimme, die ſuchte und ſuchte, und nicht fand.

Albert hatte ſich abgewandt. Dann fragte er:

— Und Sie glauben, Doktor, daß Sie ihr nicht mehr helfen können?

— Ich glaube ſchwerlich. Die Lunge iſt entſchieden ernſthaft verletzt, ich will aber noch den Profeſſor abwarten, ehe ich mich entſcheide.

Die Pflegerin ſtand auf der Schwelle, und der Doktor folgte ihr an das Krankenbett. —

Als er wieder kam, fing er ein paar Mal an und brach ab, ehe er endlich ſagte:

— Ihre Frau iſt jetzt bei Bewußtſein! — Wollen Sie zu ihr? — Es iſt beſſer nicht — aber ſie hat einen Wunſch — ich weiß nicht, wie ich es Ihnen ſagen ſoll. Händeringend hat ſie mich angefleht: ſie müſſe ihn noch einmal ſehen . . . ſie . . . Die Verhältniſſe ſind ja ſo eigenartig, ich weiß nicht. Es iſt der letzte Wunſch einer Sterbenden, — aber natürlich . . . .

Albert ging unruhig im Zimmer auf und ab.

In einer Stunde konnte alles vorüber ſein. Dann war es zu ſpät, dann ſtarb ſie im Groll gegen ihn, der ihr die letzte Bitte verweigerte. Das durfte nicht ſein. Bis geſtern hatten all ſeine Gedanken einzig ihr gehört; er hatte ſie geliebt und alles für ſie gethan. Er mußte freilich ſeiner Arbeit nachgehen, hatte ein paar große Bauten, die ſeine Zeit faſt völlig in Anſpruch nahmen, ſo daß er wenig Muße für ſie und ſein Daheim fand — aber er hatte ſie geliebt und nur für ſie gelebt und gearbeitet.

Und ſie war immer freundlich und lieb zu ihm geweſen; nichts hatte darauf hingedeutet, daß ſo etwas geſchehen konnte; ſie hatte nicht geklagt, nur ganz leiſe, daß ſie gar ſoviel allein ſein mußte.

Nicht einen Augenblick hatte er an ihr gezweifelt, bis ihn der Brief geſtern aus all ſeinen Träumen geriſſen hatte. —

Da lag ſie und ſtarb, und hatte nur noch einen Wunſch, den er die Macht hatte, ihr zu verweigern oder zu erfüllen.

Er ſah durch die Thür; ſie lag ſtill da, aber kaum daß er näher kam, begann ſie zu phantaſieren und der Name, immer nur der Name war auf ihren Lippen, mit einem leidenſchaftlichen Flehen. Dann ſchlug ſie die Augen auf, und dieſe Augen, in denen ſchon der Tod zu leſen war, ſuchten, ſuchten verzweifelt im Zimmer umher, ohne etwas zu ſehen.

Das konnte er nicht ertragen, es that ihm ſo weh — und immer mächtiger ward das Gefühl, ihr zu helfen, die letzten Augenblicke ihr nicht ſchwerer zu machen, als es notwendig war.

Und ohne weitere Ueberlegung ſtand es bei ihm

feſt, daß ihr geholfen werden mußte, ganz gleich, wie ihm dabei zu Mute war. Er und ſeine Empfindungen durften augenblicklich garnicht in Betracht kommen.

Er wußte kaum mehr, was er that. Dunkel nur erinnerte er ſich nachher, wie er den Doktor gefragt hatte: ob die Erfüllung des Wunſches ihr helfen würde; und was er an ſeiner Stelle thun würde.

Und dabei immer aus dem Nebenzimmer der Name des anderen.

Der Doktor lehnte es ab zu gehen, er mußte bei der Kranken bleiben; ſchreiben konnte man das auch nicht, einen andern ſchicken war ſchwer. Auch würde er wahrſcheinlich daraufhin nicht kommen; — von da an ward in ſeiner Erinnerung alles dunkel. Deutlich aber ſah er, wie er bei dem einſtigen Freunde eintrat, wie der ihm freudig entgegenkam, und dann wie verſteinert zurückprallte, als er ihm, der eben dabei war, ſeine Koffer zu packen, ganz ruhig ſagte:

— Meine Frau hat ſich erſchoſſen, ſie kann jeden Augenblick ſterben, und ſie verlangt nach dir.

Wäre der Brief auch nicht geweſen, den ſie hinterlaſſen hatte, hätte er von nichts gewußt — jetzt konnte

es für ihn keinen Zweifel mehr geben, als er den Eindruck ſeiner Worte ſah.

Einen Augenblick zuckte es in ſeinen Händen; einen Moment lang kam ihm der Gedanke, auf jenen los zu ſtürzen, — dann war er wieder ruhig und fragte:

— Willſt du die Bitte einer Sterbenden erfüllen?

Ohne ein Wort verbeugte er ſich; ſeine Augen ſchienen ins Leere zu ſehen und er griff nach ſeinem Hute.

Schweigend gingen die beiden Männer neben einander hin, die wenigen Häuſer bis an ihr Ziel; ſchweigend traten ſie in den Salon und warteten klopfenden Herzens auf den Doktor.

Sie hörten das röchelnde Atmen der Kranken durch die Portieren. Dann kam der Arzt und ohne weiter von dem Neuangekommenen Notiz zu nehmen, ſagt er:

— Vom Augenblicke an, wo Sie fortgegangen ſind, iſt ſie merkwürdig ruhig geworden, aber jetzt hat ſich ihre Unruhe bedenklich geſteigert.

— Glauben Sie, Doktor, daß man ohne Gefahr für ſie zu ihr kann?

— Ich habe hier kaum noch was zu ſagen, unſere Kunſt vermag augenblicklich nichts.

Albert trat an die Thür und winkte der Schweſter, die ſich mit dem Doktor in eine Fenſterniſche zurückzog.

Er ſchlug den Vorhang zurück, die Kranke regte ſich, — dann ließ er den andern über die Schwelle an ſich vorbeigehen.

Er ſah noch, wie mit einem Male Leben in die eben noch wie erſtarrt daliegende kam, wie ſie die Augen aufſchlug, und dann klang es, wie ein Ruf der Erlöſung ſchluchzend:

— Hermann! — Hermann . . . .

Albert ließ den Vorhang los, er wollte nichts hören; nur der Doktor horchte auf das Schluchzen aus dem Nebenzimmer und ſah zwei dreimal auf die Uhr, mit der er ſpielte.

Albert aber preßte die heiße Stirn an eine Fenſterſcheibe, und ſtarrte in den Garten, wo ein paar Vögel ſich in den Büſchen jagten.

Dann endlich nach einer Zeit, die den wartenden eine Ewigkeit ſchien, regte es ſich nebenan, ein tiefes Aufſeufzen, das wie Erlöſung klang. Der Doktor trat raſch ein, aber ſein Geſicht nahm gleich wieder eine beruhigte Miene an; trotzdem ſagte er:

— Gehen Sie jetzt, bitte.

Und leiſe ſetzte er hinzu:

— Wenn noch etwas ſein ſollte, wird man Sie in Kenntnis ſetzen.

Albert hatte ſich wieder dem Fenſter zugekehrt. Er konnte nichts denken, als nur immer das eine: daß ſie nun nicht mehr in Groll ſcheiden konnte; nun hatte er einer Sterbenden die letzte Bitte auf Erden nicht verwehrt.

Er atmete tief auf.

Hinter ſich hörte er eine Stimme, die mit einem verhaltenen Zittern, aber feſt die Worte ſprach:

— Ich brauche wohl nicht zu verſichern, daß ich nach jeder Richtung hin zur Verfügung ſtehe.

Aber der Doktor unterbrach ihn:

— Bitte, jetzt nicht. Später, wenn das da erſt vorüber iſt. —

Den Hut in der Hand macht jener eine kurze Verbeugung nach dem ſtumm am Fenſter ſtehenden, der ſich, als der Doktor ihn zur Thür geleitete, umdrehte und ihm nach wollte; aber Doktor Meves hielt ihn zurück und beruhigte ihn mit der Wiederholung:

— Nicht jetzt, bitte nicht! — das hat ja Zeit. Jetzt haben wir vollauf mit unſerer Kranken zu thun. Da kommt auch der Profeſſor. Hoffnung kann ich Ihnen nicht machen, lieber Freund, aber wir werden ſehn, ob noch zu retten iſt.

*

Der Abend kam — und es war noch immer nicht zu Ende. Die Nacht brach ein und verging. Sie lebte noch immer; — und als drei Tage verfloſſen waren, da ſagte der Profeſſor in ſeinem liebenswürdigen Tone:

— Nun hoffe ich, daß wir Ihnen Ihre liebe, junge Frau erhalten. Die Sache ſieht noch immer ſehr bedenklich aus, aber wenn mich nicht alles täuſcht, hat die Natur ſich ſelbſt als Retterin erwieſen, ſo daß jeder Eingriff unſererſeits die Lage nur hätte verſchlimmern können.

Und eingehend erklärte er ihm, wie die Kugel ihren Weg gegangen war, welche Verletzungen entſtanden waren, und wie nun der Heilungsprozeß vorſchritt.

*

Drei Wochen ſpäter ſaß ſie auf dem Balkon im Rollſtuhle, ſehr blaß und ganz ſchwach, etwas zuſammengefallen, aber ſchön wie in alter Zeit.

Die Pflegerin ſaß ein Stückchen abſeits und las laut aus einem Romane vor; aber Frau Elly hörte kaum darauf hin. Ihre Gedanken ſuchten in der Vergangenheit; vor ein paar Tagen hatte der Doktor ihr auf ihre eindringlichen Fragen erzählt, was ſich damals zugetragen hatte. Darüber grübelte ſie nun nach.

Und ſie ſtellte ſich vor, wie Albert in dieſer ganzen Zeit ſich zu ihr verhalten hatte, ſtill und ohne Vorwurf. Nur zuweilen las ſie in ſeinen Augen eine bange Frage; manchmal tauchte es auf, aber kein Wort fiel. Er ging mit ihr liebevoll um, wie mit einer ſchwer Kranken, die ſie noch immer war.

Von dem andern hatten ſie nichts mehr gehört. Er hatte ſeine Reiſe noch etwa acht Tage aufgeſchoben, dann war er abgefahren nach Rußland, zurück in ſeine Heimat. Ein Diener hatte ein paarmal nachgefragt und der Portier die nötige Auskunft gegeben.

Albert war kaum aus dem Hauſe gegangen; beſtändig hatte er alles überwacht für die langſam wieder

Geneſende, die von dem Augenblicke an ruhiger wurde, als ihr Wunſch erfüllt war.

Aber die ſtete Sorge, mit der er ſie umgab, laſtete auf ihr und wurde ihr peinlich. Dabei begriff ſie ſich nicht mehr, begriff garnicht, wie ſie den andern derart hatte lieben können, um deshalb ihrem Leben ein Ende zu machen, als er ſie verlaſſen wollte. Und es empörte ſie, daß er ſo gar nichts gethan hatte nachher, eben ſo wenig wie ihr Gatte, der den andern einfach fortziehen ließ und keine Hand rührte.

Was alſo war ſie ihm? — Wozu blieb ſie noch bei ihm?

Gekränkter Stolz keimte in ihr auf, ein Unmut, daß ihn das ſchlimmſte, was einem Manne geſchehen konnte, ſo wenig rührte, daß er ſtill blieb und ſie mit ſeiner ſteten Beſorgtheit nur um ſo tiefer demütigte.

*

Eines Morgens, als er heimkam, war ſie fort. Ein paarmal ſchon hatte ſie eine Ausfahrt gemacht. Heute war ſie nicht wiedergekehrt.

Auf dem Schreibtiſche fand er einen Brief, in dem ſie Abſchied von ihm nahm. —

„Es wäre beſſer geweſen, Du hätteſt mich ſterben laſſen, als daß Du ſelbſt in das Haus Deines Feindes gegangen biſt, der Dir alles genommen hat. Ich bin Dir eben nichts. Ich gelte Dir ſo wenig, wie ich dem anderen gegolten. Ich aber will nicht die letzte Achtung vor mir ſelber verlieren, deshalb gehe ich. — Ich habe Dich lieb gehabt, auch noch, als ein anderer meine Gedanken verwirrte. Aus einem ſchweren unſinnigen Traume war ich damals erwacht und ſah keine andere Rettung als den Tod für meine vernichtete Zukunft. Es wäre beſſer geweſen, ihr hättet mich nicht gerettet. Fühlſt Du denn garnicht, wie ich vor Beſchämung vergehen muß, ſeit ich zur Beſinnung gekommen bin? — Wenn Du Dein Recht verteidigt und den Fremden von der Schwelle Deines Hauſes gewieſen hätteſt, dann wüßte ich, daß Du mich noch liebteſt, und ich würde alles thun, um Deine Verzeihung zu erringen. — So aber kann ich es Dir nicht danken, daß Du den Mann, den Du bis in den Tod haſſen mußteſt, an der Hand in Dein Haus und an mein Bett geführt haſt; — verzeih mir

— aber das will mir nicht in den Sinn, daß Du einer Fiebernden einen ſo ungeheuerlichen Wunſch, ohne weiteres, bereitwillig erfüllt haſt. — Mit Deinem Mitleid haſt Du mich geknechtet, mit der Sorge einer barmherzigen Schweſter mich und meinen Stolz gedemütigt. Das ertrage ich nicht länger. Und ſo verlaſſe ich denn das Haus, wo ich nicht mehr hingehöre; der Platz iſt nicht mehr mein. Du haſt mich nie verſtanden, und wirſt mich eben ſo leicht vergeſſen, wie Du vergeſſen hatteſt, was Du mir und der Welt ſchuldig biſt. Das alles zwingt mich, Dir jetzt Lebewohl zu ſagen. Da ich gern meinen Mädchennamen wieder führen möchte, wird mein Vetter, der Rechtsanwalt, ſich an Dich wenden, und ich hoffe, daß Du bei dieſem meinem letzten Wunſche Dich ebenſo entgegenkommend zeigen wirſt, wie bei jenem andern, den Du mir nie erfüllen durfteſt, wenn Du mich je geliebt hätteſt." —

Dübelsmoor.

Die ersten Herbstnebel zogen durch den Wald, sie stiegen von den nassen Wiesen auf, wo in der Dämmerung der Brunftschrei der Hirsche bis an das einsame Forsthaus herüberklang, diese langgezogenen, rohrenden Laute die unheimlich wild durch die Nacht tönten.

In einer Lichtung, wo zwischen dunklen Moorgräben ein Stück Ackerfeld lag, während sich nach Norden Heide und Oedland zogen, in einem Obstgarten, dessen alte, weitzweigige Bäume es umschatteten, lag das rote Ziegelhaus der Försterei Dübelsmoor. Abgelegen erhob sich die große Scheune und das Stallgebäude, wo sechs Kühe und der eine Gaul ihre Unterkunft fanden.

Auf drei Seiten war ein wild verwachsener Urwald, ohne Kultur, ein wirres Gemisch von allen Baumarten, hohe knorrige Eichen, verkrüppelte Buchen, dunkle Tannen

und Föhren; daneben an den feuchten Moorſtellen Eſchen und Erlen und vereinzelte Eiben mit ihren roten Beeren — und im Unterholz ein Geſchlinge von Brombeerranken und Hopfen, Geisblatt und Epheu, und unter mannshohen Farren die weißen Unterblätter der Himbeere, am Boden hartes Blaubeergeſtrüpp und weite Strecken blühender Erika in der Lichtung, wo hohes Riedgras wuchs, und Schilf und Röhricht an den ſumpfigen Gräben ſtand. Nach der Nordſeite aber dehnte ſich die Oede mit verkrüppelten Tannen und hie und da einer einſamen Birke, die ihr helles Laub tief traurig auf die Heide hängen ließ.

In dieſe Einſamkeit des Teufelsmoors waren ſie vor einem halben Jahre, kurz vor der Geburt ihres Kindes, verſetzt; aber ſie waren ja jung, und Frau Martha wußte, was ihr bevorſtehen würde, als ſie ihren Fritz heiratete.

Das erſte Jahr hatten ſie in der Nähe von Hannover gelebt, dann wurden ſie nach Norden in dieſe Einſamkeit geſchickt.

Vom erſten Tage an gab es ſoviel in der Wirtſchaft zu thun, daß ſie garnicht dazu kam, über das

Alleinsein nachzudenken. Das Kind verlangte auch sein Teil, und viel Hilfe fanden sie nicht. Es wollte kein Mädchen zu ihnen heraus; und wenn sie eine hatten, dann lief sie ihnen trotz bester Behandlung nach vier Wochen davon. Jetzt hatte sie eine alte, fünfzigjährige Frau, die mit ihr die Wirtschaft besorgte; und die Holzknechte griffen mit zu, wenn es not that.

Dem Förster gefiel es so gut, daß er der Martha erklärte: er könne sein ganzes Leben lang hier sitzen bleiben, — aber davon wollte sie nichts wissen. Nein, sie mußten weiter kommen. Auf die Dauer war das nichts in dieser Einöde.

Vorläufig gefiel es ihnen beiden gut, nur war der Dienst bitterlich streng. Der Forstmeister ließ nicht mit sich spaßen. Alles war aufs genaueste geregelt; Gnade demjenigen, der sich seinem Willen nicht vollständig unterwarf, sondern sich erdreistete, eigenmächtig zu handeln. Der konnte den harten Kommandoton zu fühlen kriegen, mit dem er sie alle im Zuge hielt. In aller Herrgottsfrühe traf man ihn schon an den entlegensten Stellen, und kein Waldarbeiter traute sich, auch nur eine Minute zu spät an seinem Arbeitsorte

zu ſein, denn man konnte nie wiſſen, ob der Forſtmeiſter nicht ſchon ſeit einer halben Stunde ſich da zu ſchaffen machte.

Er war ein unangenehmer Vorgeſetzter; kein Menſch hatte Sympathie für ihn, aber es ging alles unter ihm am Schnürchen.

Fremde konnte er nicht leiden. Der Forſt war berühmt wegen ſeiner Urwaldſchönheit. Die alten Eibenbäume waren eine Sehenswürdigkeit, und aus dem nahen Badeorte kamen die Ausflügler. Die haßte er geradezu, und faſt alle Wege wurden unter ſeinem Regimente geſperrt, und wo er einen Spaziergänger traf, der ſich an das rote Schild nicht gekehrt hatte, ging er rückſichtslos vor und brachte ihn zur Anzeige.

Am Forſthauſe Dübelsmoor führte ein früher viel benutzter, weil um eine halbe Stunde kürzerer Holzweg vorbei, den hatte er für Wagen ganz ſperren laſſen; mitten über den Weg hatte er eine Schonung angelegt, und mit Abſicht ließ er ihn verkommen und verſumpfen. Auch als Fußweg wurde er verboten, und der alte Briefträger, der ſonſt ſeinen Richteweg hier nahm, war gezwungen, die Fahrſtraße zu gehen. Der alte Mann,

mit seinem lahmen Beine, das er sich einmal bei furchtbarem Schneetreiben erfroren hatte, der jeden Tag den zweieinhalb Stunden weiten Marsch hin und zurück machte, war gezwungen, diesen Umweg zu machen, außer er hatte einen Brief für den Förster in Dübelsmoor.

Als der Forstmeister ihn einmal auf dem verbotenen Wege traf, und der Alte behauptete, einen Brief für die Frau Förster zu haben, hatte er ihm seine Tasche weggerissen und untersucht, und ihn dann gezwungen, den ganzen Weg wieder zurückzugehen. Dabei hatte er ihm gedroht, wenn er ihn nochmals treffe, werde er ihn wie einen herrenlosen Hund behandeln.

Der Alte hatte sich beschwert, die Leute aus Dangart hatten an die Oberpostdirektion eine Eingabe gemacht, daß sie ihre Briefe immer erst eine Stunde später erhielten, und dem Forstmeister wurde eröffnet, daß er den Weg für die Post frei zu geben habe.

Widerwillig mußte er es thun, aber nun haßte er den alten Witte, und ein paarmal erschreckte er ihn so, daß der Postbote am liebsten wieder den Umweg gemacht hätte. Zweimal hatte der Forstmeister hart an ihm vorbei geschossen, einmal schlug die Kugel neben

ihm in einem Baume ein. Jedesmal trat er dann schimpfend heraus, und behauptete, er laufe ihm mit Absicht in die Schußlinie und habe ihm alles Wild verjagt.

Auf dem Wege habe niemand zu gehen, und er könne auf der Jagd keine Rücksicht darauf nehmen, daß die verehrliche Post da spazieren gehe.

Ein andermal war die Brücke über einen Abzugsgraben vom Moor her drei Tage abgedeckt, und der alte Witte war gezwungen, knietief durch den Schlammgraben zu waten. Endlich ließ er ihn in Ruh, und er existierte nicht für ihn. Ohne Gegengruß ging er an dem Alten vorbei, als sei er Luft, und schnauzte ihn furchtbar an, als er ihm einmal einen Brief gleich im Walde geben wollte.

Es war nicht mit ihm zu spaßen. Eine Einrede konnte er gar nicht vertragen, verlangte nur blinden Gehorsam, und wenn alles darüber zu Grunde ging.

Als der Förster sich ihm zum ersten Male vorstellte, war er ganz entzückt von der ruhigen, sicheren Art. Sein früherer Vorgesetzter war ein nervöser, kränklicher Herr gewesen, der nie wußte, was er wollte, der

gleich wieder vergaß, was er eben angeordnet, dem jeder gegebene Befehl im nächsten Augenblicke leid ward, sodaß keiner seiner Leute je zur Ruhe kam.

Der neue Forstmeister bei seiner stattlichen Größe breitschulterig, mit dem schönen, rotblonden Vollbart und den scharfen Augen unter den buschigen Brauen imponierte ihm. Er beglückwünschte sich, daß er es so gut getroffen hatte; aber bald erkannte er, daß er sich von dem bestechenden Aeußeren hatte täuschen lassen.

Es war schrecklich schwer, ihm auch nur das geringste recht zu machen; seine Konsequenz bestand vor allem darin, daß er immer das Gegenteil von dem, wie jemand etwas gemacht, für das richtigere hielt.

Dazu der barsche Ton, an den Fritz Ney so garnicht gewöhnt war. Er mußte an sich halten, um nicht manchmal eine scharfe Erwiderung zu geben, wenn er sich durch einen ungerechten Tadel gekränkt fühlte.

Aber er bezwang sich, denn er liebte den Frieden, und hoffte auch so mit dem etwas wunderlichen Vorgesetzten auszukommen.

*

Der milde Herbſttag hatte die Frau Förſter veranlaßt, in den Wald zu gehen. Das Kindchen lag im Wagen, und den ſchob ſie den ſchmalen Fußweg hin über die Wurzeln und durch die Ranken vor ſich her.

Kaum war ſie ein paar hundert Schritte im Walde, als es hinter ihr in den Farren wild raſchelte, und eilfertig auf den kurzen, krummen Beinen kamen Bergmann und Frauchen daher gejagt, die beiden Dackel, auf deren tadelloſe Reinheit der Förſter nicht wenig ſtolz war.

— Wollt ihr wohl nach Haus! — Ihr dürft doch nicht in den Wald! . .

Aber die beiden ſprangen ſo munter um ſie herum, daß ſie ſie gewähren ließ. Sie ſpielten auf dem Wege, liefen in die hohen Farren und ſchnüffelten an allen Löchern zwiſchen den Baumwurzeln.

Auf einen abgehauenen Baumſtumpf, neben der Blutbuche, ſetzte ſie ſich.

Hier kreuzte den ſchmalen Pfad eine Schneiße, und man konnte nach beiden Seiten den Geſtellweg weit hinunter ſehen, bis wo die Zweige der Bäume faſt zuſammenſtießen.

Die Hunde trieben ſich in den Büſchen herum,

dann ſchlug einer an; Martha rief, aber ſie hörten nicht. Und nun ſchrie auch das Kind, und ſie mußte ſich erſt mit dem zu ſchaffen machen. Darüber vergaß ſie ganz die Dackel. —

Hinten in dem Geſtellwege tauchte eine Geſtalt auf. Sie glaubte erſt, es ſei ihr Mann und wollte ſchon mit dem Taſchentuche winken, aber dann ſah ſie, daß es ein anderer Förſter ſein mußte; er war größer, und als er näher kam, konnte ſie den großen, rotblonden Bart erkennen! es mußte der Forſtmeiſter ſein.

Ihr ſchlug das Herz, daß er auf ſie zukommen würde, aber dann verſchwand er plötzlich in einer Querſchneiße, und nun eilte ſie, daß ſie fort kam. Sie rief noch einmal nach Bergmann und Frauchen.

Lauſchend ſtand ſie mit angehaltenem Atem, aber es war nichts zu hören.

Haſtig ſchob ſie den Wagen vor ſich her, daß er über die Baumwurzeln ſtieß und das Kind bei dem Gerüttel unruhig wurde.

Wenn er nur nicht eher in Dübelsmoor war, als ſie, denn ſie vermutete, daß er ſich einmal wieder zeigen würde und in alles hineingucken.

Die alte Luiſe ſtand vor der Scheune und machte Holz klein. Gott ſei Dank! ſie war früh genug gekommen; raſch lief ſie ins Haus, band eine ſaubere Schürze um, und kämmte ſich das Haar über. Den Wagen ſchob ſie hinter das Haus in den Schatten, daß man ihn nicht gleich ſah.

Raſch ging ſie durch alle Räume, überall Hand anzulegen und Ordnung zu ſchaffen. Wenn doch nur Fritz erſt heim kam. Die beiden kleinen Kätzchen, die ihr ganzes Vergnügen waren, nahm ſie und brachte ſie in die Scheuer, wo ſie ſie in einer Kiſte einſperrte. Sie wußte, der Forſtmeiſter konnte keine Katzen leiden.

Luiſe wurde inſtruiert, und nun wartete ſie auf den Beſuch. Aber es ließ ſich niemand ſehen.

Sie lehnte an der Gartenpforte; hinter ihr ſtürzten in dem leichten Winde von den Bäumen die Aepfel und Birnen, ſie hörte in der Stille das Grunzen der beiden Schweinchen, die ſie ſich groß zogen, im Hauſe klapperte die Luiſe mit den Trichterſcheiben der Centrifuge für die Milch, aber im Walde blieb es ſtill. Sie ſah die Wege hinunter, nichts war zu ſehen. —

Plötzlich nahe im Walde ein Schuß, — einen

Augenblick Stille, daß sie den Atem anhielt, — dann ein zweiter scharfer Knall! — dann war es wieder ganz still. —

Nach einer Viertelstunde sah sie jemanden im Forstanzug den Weg herab kommen; aber wie er stehen blieb und nach einem Flug Kraniche sah, die mit ihrem häßlichen Geschrei schwerfällig über den Forst zogen, erkannte sie ihren Mann, der das Gewehr über der Schulter, heimkam.

Sie eilte ihm entgegen, und erzählte ihm, daß sie vorhin den Forstmeister gesehen habe an der Blutbuche.

— Was will denn der heut hier?

— Ist er nicht bei dir gewesen? —

— Nein, ich habe keine Ahnung, daß er bei mir im Revier war.

— Ich dachte, er würde zu uns kommen.

— Das kann schon sein. Ist denn alles im Hause in Ordnung? —

— Alles, Fritz!

— Schön, dann komm nur . .

Eilends gingen sie zum Forsthause; Fritz wechselte

den Rock, stopfte seine Pfeife und machte sich bei seinen Bienen zu schaffen.

Sie hatte inzwischen die guten Tassen herausgeholt, Kaffee gemahlen und Wasser aufgesetzt. Vielleicht nahm der Herr Forstmeister eine Tasse.

So warteten sie weiter.

— Sag mal Fritz, auf was hast du denn vorhin geschossen? —

— Ich? — nein! ich habe noch beide Patronen im Lauf. Gut, daß du mich erinnerst; das ist das erste Mal, daß ich vergesse, zu entladen.

— Dann war's wohl der Forstmeister.

— Muß wohl so sein, wenn er auch sonst nicht dafür ist, gleich los zu knallen. Muß wohl was besonderes gehabt haben. Mich soll wundern, ob er sich heute noch sehen läßt, ich glaube es kaum.

— Ich bin froh, wenn er erst wieder weg ist. Allzu liebenswürdig ist er grade nicht.

— Nein, mit allzu großer Liebenswürdigkeit verwöhnt er uns nicht. Mir liegt nichts daran, daß er seine Nase hier bei uns in alles steckt. Uebrigens wo sind denn Waldmann und Frauchen? —

— Ich weiß nicht; sie waren mit uns ein bischen in den Wald gelaufen, sie werden sich wohl auf der Weide herumtreiben.

— Bergmann, hüit! — hüit! — Frauchen! . .

Aber nichts regte sich.

Fritz pfiff jetzt auf der kleinen Pfeife, die er an der Uhrkette trug, ging um das Haus herum und pfiff und rief wieder.

Aber alles blieb still; nur Hirschmann tobte in seinem Zwinger und schlug ein winselndes Heulen an.

— Nanu, wo sind denn die Luder? —

Er pfiff und rief:

— Bergmann! — Frauchen! . .

Nichts regte sich.

Plötzlich sah er seine Frau, wie sie blaß, mit angstvollen Augen in der Thür stand.

— Was ist denn, fragte er ärgerlich.

— Ach Fritz, die Hunde! . . .

— Nun, was denn? —

— Sie sind ja mit mir in den Wald gelaufen, und dann davon gejagt — und der Forstmeister . . . gleich hinterher habe ich ihn getroffen.

— Nun und . . . .

— Du haſt nicht geſchoſſen, ſagſt du? . .

— Nein!

— Zwei Schüſſe waren es, — alſo alle beide!

Schluchzend preßte ſie die Finger an den Mund, ſo ſtanden ſie und ſahen ſich an.

Jetzt erſt begriff er, und ſeine Hände zitterten.

Mit einem Satz war er im Hauſe, riß die Flinte von der Wand, dann ließ er Hirſchmann aus dem Zwinger, und ohne Mütze ſtürzte er davon in den Wald.

— Such, Hirſchmann! . . ſuch ſie, ſuch! . . .

*

Sie ſah erſt nach dem Kinde, das feſt ſchlief, dann ging ſie durch das Pförtchen auf den Weg und horchte in den Wald hinaus. Wenn er ihm nur nicht begegnete. Ihr ſchlug das Herz, denn ſie fühlte, es konnte ein Unglück geben, ſo wie er an den Hunden hing, aus denen er ſich alles machte. —

Lange brauchte ſie nicht zu warten. Schon nach ein paar Minuten kam er langſam mit geſenktem Kopfe zurück. Hirſchmann trottete ganz betrübt hinter ihm her.

Sie lief ihm entgegen und fragte angſtvoll:

— Haſt du ſie gefunden?

Er ſchüttelte nur ſtill den Kopf und ſagte, ohne aufzuſehen:

— Ich mag auch nicht! Es iſt ja doch zu ſpät. Wenn es geſchehen iſt, dann mag ich die armen Tiere garnicht ſehen. Wenn ſie nur gleich hin geweſen ſind.

— Fritz! . . .

Er wehrte ihr, ſperrte Hirſchmann in ſeinen Zwinger, hing die Flinte an die Wand, nahm ſich die Mütze und ging auf das Oedland, wo ein paar Arbeiter beim Torfſtechen waren. —

Am Abend ſchob er den Teller zurück und holte ſich nur eine Flaſche Bier aus dem Keller.

Sie würgte an ihrem Butterbrote, aber ſie ſchwieg, denn ſie wußte: das konnte er nicht leiden, wenn man ihn tröſten wollte.

Ruhig ließ ſie ihn aufſtehen, quälte ihn nicht zum eſſen; ſie mußte an ſich halten um nicht los zu weinen. Die beiden Dackel waren ihre ganze Freude geweſen, ihre beſten Kameraden, ehe das Kleine kam.

Auf dieſe beiden Tiere hatten ſie ſo große Hoff-

nungen gesetzt; es war ein Kapital, daß ihnen was einbringen würde, denn die Hündin war seit kurzer Zeit trächtig, und allerhand Pläne hatten sie geschmiedet, wenn erst der Wurf da sein würde. Das mußten Prachtkerle werden, die die Schönheit und Echtheit der beiden Alten in sich vereinten.

Nun war das alles dahin. —

Als sie zu ihm trat, der am Fenster stand und in die Nacht hinaussah, wo das helle Mondlicht über dem Garten lag, daß man durch die Bäume weit hinaus auf die Lichtung blicken konnte, und sie sich an ihn lehnte, da sah sie, wie zwei schwere Thränen ihm an den Wimpern hingen, aber sie that, als bemerke sie es nicht, sondern räumte still den Tisch ab, und brachte ihm seine Pfeife. Gewohnheitsmäßig zündete er sie zwar an, aber sie brannte nicht. Dreimal ließ er sie ausgehen, dann stellte er sie beiseite, und setzte sich an den Schreibtisch, angeblich um zu arbeiten.

Die Schreiberei kam ihm stets am härtesten an, denn der Forstmeister war von einer grausamen Kleinlichkeit; bei dem geringsten Versehen, einem Schreibfehler, gab er die Bogen zurück, und man konnte die Arbeit noch einmal machen.

Auf mündliche Sachen ließ er ſich faſt nie ein, alles ſollte ſchriftlich bei ihm angefragt werden; damit verbitterte er ihnen allen das Leben. —

Er nahm die Berechnung vor für die Neuanpflanzungen des Reihermoors, das entwäſſert und urbar gemacht werden ſollte, aber er kriegte ſeine Gedanken nicht zuſammen, und ſo ging er hinaus und ſetzte ſich vor die Thür. Eine ganze Zeit ließ ſie ihn draußen, dann ging ſie hinaus und bat:

— Komm doch herein, Fritz! da draußen iſt es ja zu kalt! —

Aber er hörte nicht, rührte ſich garnicht. Das Kind ſchrie, und ſie mußte ihm zu trinken geben.

Als ſie wiederkam, war er verſchwunden. Sie traute ſich nicht, nach ihm zu rufen, bis er nach faſt einer Stunde zurückkam und ruhig ſagte:

— Ich muß morgen ſehr früh heraus, früher als ſonſt. Wir wollen ſchlafen gehen. —

Aber er ſchlief nicht, ſondern wälzte ſich die ganze Nacht. Und auch Martha lag da mit offenen Augen, und wagte nicht ſich zu rühren, trotzdem ſie ihm gern ein gutes Wort gegönnt hätte.

Als ſie endlich eingeſchlafen war und am andern Morgen erwachte, war er fort, ohne daß ſie etwas gemerkt hatte. —

*

Er blieb ſtill und ſprach nicht mehr über den Vorfall, nur vermied er es, in den Jagen zu gehen, wo damals die Schüſſe gefallen waren.

Und als eines Tages ſein Kollege von Dangart fragte:

— Nanu, wo ſind denn eigentlich deine Dackel? — da antwortete er:

— Die haben wir verkauft.

Ganz erſchrocken ſah ſeine Frau ihn an. Es war das erſte Mal, daß er eine Lüge ſagte.

— Verkauft? Nanu? Ich denke, die wollteſt du für Gott weiß was nicht hergeben?

— Ja, und nun haben wir ſie doch verkauft!

Hinter dem Rücken ihres Mannes winkte ſie dem Beſucher zu, der dann auch nicht weiter fragte, und als ſie einen Augenblick mit ihm allein blieb, bat ſie:

— Sprechen Sie bitte nicht davon, es thut ihm weh, es hat ihm längst leid gethan.

— Aber wie konnte er auch nur? . .

Ihr Mann kam zurück, und sie brauchte nicht weiter darauf einzugehen. Sie hatten nichts darüber gesprochen, aber sie hatte gleich verstanden, daß er nicht darüber reden mochte.

Dann sprachen sie von Thielen, einem ihrer Waldarbeiter, der in einer elenden Torfhütte hauste. Der Mann war fleißig aber schwächlich. Die Frau war Torfstechen gegangen, aber jetzt konnte sie schon seit vier Wochen nichts mehr thun. Zwei Kinder hatten sie, das dritte erwarteten sie jeden Augenblick, und es war kein Geld da. Die beiden Kühe, die sie gehabt, hatten die Klauenseuche gekriegt, und waren drauf gegangen, und nun stand die Not vor der Thür und die Sorge, was werden sollte.

Die Försterin war am Vormittage bei Frau Thielen gewesen, die auf dem kleinen Felde neben der Hütte Kartoffeln hackte. Drei armselige Hühner liefen herum und suchten vergebens nach einem Körnchen. Eier hatten sie schon eine ganze Weile nicht mehr gelegt.

Einen Hahn konnten ſie nicht mit durchfüttern. Sie hielten die Hühner nur, um ſie in der nächſten Zeit zu ſchlachten.

Der Mann war willig und fleißig, aber ein bischen beſchränkt und nur zu Taglöhnerarbeiten zu verwenden. Dabei nicht kräftig genug, um noch Extraarbeiten zu verrichten. Die Frau hatte geſchafft, was das Zeug halten wollte. Wären ihm nicht die Kühe getötet worden, dann hätten ſie ſich ſchon durchgebracht.

Nun aber waren Not und Elend bei ihnen eingezogen, und Thielen litt es kaum mehr bei ſeiner Arbeit. Immer fürchtete er, ſeiner Frau könne inzwiſchen was paſſiert ſein, wie ſie fern von allen Menſchen allein in der Hütte mit den beiden kleinen Kindern war, von denen das ältere eben erſt, viel zu ſpät, etwas laufen konnte.

— Dem armen Thielen muß man wirklich helfen, ſagte der Dangarter Förſter. Ich habe ſchon mit meiner Frau geredet. Von uns können ſie alle Tage ihr Liter Milch haben. Was meinſt du, wollen wir nicht mal mit dem Forſtmeiſter reden, ob der nicht was für ihn thun will?

— Wenn ich was zu ſagen hätte, ließe ich den Mann

an der Chauſſee, in der Nähe ſeines Hauſes arbeiten. Gemacht muß der Weg doch werden, vielleicht iſt der Alte einem guten Worte zugänglich.

— Ach, das glaub ich nicht, ſagte die Förſterin, Fritz iſt ſchon einmal bei ihm ſo abgefallen, daß er es ein zweites Mal nicht verſuchen wird.

— Aber ich bitte Sie, der Thielen hat ihm doch das Leben gerettet; wenn er ihn nicht ſo raſch zur Seite geriſſen hätte, wäre er von der Eiche ſicher zerſchmettert.

— Und zum Dank dafür hat er einen Anſchnauzer gekriegt, der ſich gewaſchen hatte, und es hätte nicht viel gefehlt ein paar Ohrfeigen dazu. Nein, mein Beſter, das dankt er ihm nicht. Er war im Gegenteil teufelswild auf den Mann, daß er ihn ſo am Arme zurückgeriſſen hatte.

— Na, dann müſſen wir eben was für ihn thun. Die meiſten von uns kennen den Thielen, und da werden die anderen auch ihr Scherflein beiſteuern. Aber nun muß ich gehen, adieu Frau Förſter, adieu Fritz, wir ſehen uns doch am Sonntag. Auch ſone liebliche Einrichtung von dem da.

*

Jeden Sonntag vor der Kirche hatten ſich alle Förſter und Jagdgehilfen im Garten des Forſtmeiſters einzufinden; es gab immer lange Reden, denn er hörte ſich gern ſprechen und hielt Appell wie ein Feldwebel ab. Hinterher paßte er auf, daß ſie alle in die Kirche gingen, denn er war fromm, und damit hatte er ſich auch nicht beliebter gemacht.

Die Frau Forſtmeiſter hatte am Fenſter geſeſſen und jedem freundlich zugenickt, der ſie erblickte und grüßte. Sie kam ſonſt mit keinem von ihnen zuſammen, hatte nie ein Wort mit einem der Förſter geſprochen, denn das litt der Forſtmeiſter nicht. Er behauptete, das untergrabe ſeine Autorität; und blaß und ſtill ſaß die Frau, die von aller Welt bedauert wurde, daß ſie ſo abgeſchloſſen für ſich leben mußte, am Fenſter oder im Garten und verließ eigentlich nie ohne ihren Mann das Haus. —

Sie waren längſt alle verſammelt und ſtanden herum, denn keiner traute ſich in die Laube zu gehen und ſich zu ſetzen. Der Forſtmeiſter ließ auf ſich warten, obgleich er zu Hauſe und fertig angezogen geſehen war.

Endlich kam er, und nachdem er das Arbeits-

programm für die kommende Woche bekannt gegeben hatte, ging der Sonntagsbraten an. Alle, auch die geringfügigsten Kleinigkeiten, die er in der Woche zuvor schon moniert hatte, nahm er nochmals durch, er holte sich die Leute einzeln heraus; auch Waldarbeiter und Taglöhner mußten in solchen Fällen sich einfinden; und im Beisein aller anderen kriegte der Schuldige nochmals seine Sonntagsnase. Kein Wort der Entschuldigung oder der Erwiderung duldete er. Die Sache hatte in seiner Erinnerung meist ein ganz anderes, viel schlimmeres Aussehen gewonnen, und nun legte er los: von Unverständnis, Nachlässigkeit, Faulheit! Wenn sie es auch schon gewohnt waren, jedesmal wuchs die Erbitterung, und manch eine Faust ballte sich in ohnmächtiger Wut.

Heute war er besonders grimmig aufgelegt. Irgend was mußte ihm im Hause quer gegangen sein, denn er überschrie sich in seiner Wut, und einen armen Holzfäller kanzelte er ab, daß der große, kräftige Mann an allen Gliedern zitterte, und jeder erwartete, er werde auf den Schimpfenden losstürzen und ihn niederschlagen.

Dann schickte er den Mann im Triumph seiner

Ueberlegenheit nach Hauſe, und nun ſetzte er ſich voller Befriedigung, während ſie alle ſtehen mußten, ſchlug eine Aktenmappe auf und fing an:

— Es ſcheint, daß der eine und andere von euch ein recht kurzes Gedächtnis hat. Dem muß man, ſcheint es, mit Gewalt nachhelfen. Es beſteht die Verfügung, daß jeder Hund, der nicht an der Leine geführt wird, ſondern frei herumlaufend getroffen wird, niederzuſchießen iſt! — Ich verlange, daß dieſer Paragraph ſtrikte befolgt wird. Jeder Hund, ganz gleich wem er gehört, verſtanden. Ich dulde es auch nicht, daß eure Hunde vor den Häuſern ſich herumtreiben. Jedes Tier, daß außerhalb des Gartens ſich befindet, iſt niederzuſchießen, ohne jede Ausnahme, rückſichtslos, ohne Bedenken. Als ich neulich auf dem Wege nach . . . Was giebt es? . .

Das Mädchen ſtand ſchüchtern hinter ihm und ſagte leiſe etwas.

— Einen Augenblick — ich komme gleich wieder.

Fritz Ney hatte ſich auf die Unterlippe gebiſſen, in Erwartung deſſen was kommen ſollte. Wenn er doch wenigſtens dieſe Sache mit Stillſchweigen übergangen

hätte, aber nein, er mußte den Schmerz wieder aufwühlen.

Am liebsten wäre er fortgegangen, um nicht mit anhören zu müssen, was nun kommen mußte. Noch wußte offenbar niemand davon; sie glaubten alle, er habe seine Dackel verkauft. Nun würden sie es erfahren, — aber nach fast einer Viertelstunde kam das Mädchen schüchtern aus dem Hause und bestellte:

Der Herr Forstmeister sei abgehalten, er könne nicht zurückkommen. Er brauche sie heute nicht mehr.

Es war nahezu noch eine halbe Stunde bis zum Kirchanfang, und trotzdem sie wußten, daß er es ihnen bei der ersten Gelegenheit vorwerfen würde, gingen sie in das Wirtshaus am See, um die Zeit hinzubringen. — Ein verhaltener Groll murrte unter ihnen, nur daß keiner es wagte, dem recht Ausdruck zu geben.

Schweigend saßen sie da, tranken ihr Bier, und wenn einer was sagte, waren es gleichgiltige Sachen aus der Häuslichkeit, oder Dinge, die mit dem Forstmeister nichts zu thun hatten. Am stillsten war Fritz Ney. Er hatte seinen Plan gefaßt; er wollte aus der Gegend fort, er ertrug das nicht länger; immer mußte

er an seine beiden Tiere denken, seine armen Dackel, die jener einfach niedergeknallt hatte. —

Die Glocken fingen an zu läuten. —

Einer nach dem andern bezahlte, stand auf und ging hinaus; aber von der Predigt hörten sie kaum etwas, — ihre Blicke richteten sich immer wieder nach jenem Seitenplatze hin, wo der Forstmeister heute mit seinem Besuche saß, daneben seine Frau, die Augen auf ihr Gesangbuch gerichtet, während ihr Mann seine scharfen Blicke durch die Kirche schickte und jeden Holzfäller und Tagarbeiter suchte, ob er auch da war.

Sie beschäftigten sich alle mit ihm, und es war keiner unter ihnen, der ihm einen guten Gedanken gönnte, selbst nicht hier in der Kirche.

*

Fritz Ney saß und füllte sich seine Patronen. Die Pfeife stand kalt in der Ecke; er hatte sich den Tisch unter die Hängelampe gerückt, maß Pulver und Schrot und stopfte neue Patronen.

Es war Abend, draußen schien der Mond durch

die fliehenden schwarzen Wolken, und der Wind brauste durch die Bäume und heulte über das kleine Forsthaus hin, daß die Läden klapperten.

Die Försterin war in der Küche beschäftigt, als es plötzlich hart gegen die Thür pochte. Als sie erschreckt stehen blieb und lauschte, schlug es wieder gegen die Thür, so befehlerisch daß sie rasch auf den Flur lief und aufschloß — aber mit einem Aufschrei prallte sie zurück.

Ohne sie weiter zu beachten, ging der Forstmeister an ihr vorbei, ohne guten Abend, direkt auf die Thür zu, aus der der Lichtschein fiel.

Sie hörte, wie ihr Mann aufsprang, dann wurde die Thür geschlossen, aber im nächsten Augenblicke rief Fritz ihr zu:

— Heinrich soll sofort die Chaise anspannen, so rasch es geht.

Dann zog er sich seine Stiefel an, nahm einen anderen Rock und ging selbst hinaus, wo der Knecht schon den Gaul aus dem Stalle zog.

Sie traute sich nicht zu fragen, nur als der Wagen fertig stand, ging sie an ihren Mann heran. Da sah er ihre Augen und sagte:

— Es iſt nichts, in einer Stunde ſpäteſtens bin ich zurück. Es liegt wer krank im Walde.

— Sind Sie bald fertig? fragte der Forſtmeiſter.

Dann ſtiegen ſie ein, und der Braune zog langſam den ausgefahrenen Weg hin zur nahen Chauſſee, aber nur ein Stückchen weit, dann bogen ſie in einen ſchmalen Geſtellweg. —

Der Mond war jetzt ganz hervorgetreten. Allzuſcharf hoben ſich alle Gegenſtände von einander ab.

Schweigend fuhren ſie durch den Wald, nur das Schnauben des Pferdes war zu hören, lautlos gingen die Räder auf der weichen Moosdecke.

— Halten! Macht das Pferd feſt, und kommt mit.

Heinrich ſprang ab, um den Gaul an einen Baum zu binden, obgleich das höchſt überflüſſig war, aber wenn der Forſtmeiſter einmal etwas ſagte, dann mußte man es eben thun.

Dann folgte er den beiden in den Wald. Sie brauchten nur ein paar Schritte durch den Hochwald zu gehen, ein alter Eichwald, der an eine große Waldwieſe ſtieß, auf die allabendlich die Rehe heraustraten, und die jetzt im ſilberweißen Mondlicht lag.

Am Fuße einer alten Eiche zwiſchen den Wurzeln lag etwas ſchwarzes, und als Fritz ſich niederbeugte ſah er in das blaſſe Geſicht des Waldarbeiters Thielen.

— Thielen! rief der Förſter erſchreckt.

— Ich weiß! es iſt gut! unterbrach ihn der Forſtmeiſter hart. Hebt den Mann auf den Wagen.

Die Augen waren geſchloſſen, die Zähne etwas entblößt, als preſſe er ſie im Schmerz aufeinander, aber er lebte noch. Der Schuß hatte ihn in die Hüfte getroffen.

Der Forſtmeiſter war ein paar Schritte entfernt ſtehen geblieben.

— Schafft den Mann nach Haus!

Dann trat er zwei Schritte vor und bückte ſich nach etwas. Aber ſchon war Fritz bei ihm und nahm das Gewehr auf.

Eine Sekunde ſahen ſie ſich feſt in die Augen.

— Die Flinte nehme ich mit, ſagte Fritz.

Er ſah die Flinte nach und ſagte langſam:

— Der Schuß iſt noch im Lauf!

Der Forſtmeiſter zuckte die Achſeln:

— Das hindert nicht, daß er auf mich angelegt

hatte, nur daß ich ihm zuvorgekommen bin. Bringt den Mann nach Haus! —

— Ich nehme den Thielen mit zu mir. Bis nach Dangart bringen wir ihn nicht. Es ist früh genug, wenn die Frau die Geschichte morgen erfährt. Bei mir ist er am besten aufgehoben. Wenn Herr Forstmeister uns nur den Doktor schicken wollten.

Er hielt die Flinte des Thielen in der Hand und sah ihn fragend, aber bestimmt an. Zum ersten Male wichen die Augen des Forstmeisters den seinen aus.

— Gut! wenn Sie sich die Last mit dem da aufbürden wollen, mir soll's gleich sein. Den Doktor schicke ich sofort, nur fraglich, ob er noch viel helfen kann. Schaffen Sie den nur jetzt fort. Ich gehe! . .

Damit warf er die Flinte um und ging.

Fritz untersuchte noch einmal das Gewehr des Verwundeten; es war kein Schuß daraus abgegeben.

Er hatte den Mann also niedergeschossen wie damals die armen Hunde.

Dann brachten sie den Besinnungslosen mühsam zum Wagen und langsam zog der Gaul an. Fritz ging mit dem Knechte nebenher. Zuweilen,

wenn die Räder einen Stoß gaben, stöhnte Thielen dumpf auf.

So kamen sie endlich am Forsthaus Dübelsmoor an.

Die Försterin kam mit Luise ihnen schon entgegen.

— Um Gotteswillen was ist denn? .. ach der arme Thielen, wie ist denn das passiert? —

— Weiß Gott, wie das geschehen ist. Er wollte offenbar wildern, und da ist er dem Forstmeister in die Quere gekommen; der hat kurzen Prozeß mit ihm gemacht.

— Aber wie hat er nur auf ihn schießen können?

— Wer kann das wissen. Der Thielen hat schwerlich die Waffe gegen ihn erhoben. Mir scheint's, als habe er den Schuß auf der Flucht von der Seite gekriegt.

— Aber der Thielen hat ihm doch das Leben gerettet. —

— Deshalb! Damit wirst du bei dem da schlecht ankommen. Aber nun leuchtet! Wir wollen ihn in Heinrich sein Bett bringen. Morgen wollen wir dann weitersehen, ob wir ihn nach Haus schaffen können, wenn der Doktor erst dagewesen ist.

So trugen sie ihn in die Kammer des Knechtes neben dem Pferdestalle und untersuchten ihn. Die Kugel war von der Seite, halb vom Rücken her eingedrungen und an der Bauchwand wieder ausgetreten. Der Blutverlust war sehr gering. Sie konnten nichts thun, als in Sorge auf den Arzt warten, der endlich nach zwei Stunden kam.

Er untersuchte und wusch die Wunden, machte einen Verband und zuckte die Achseln. Viel Hoffnung war nicht. Der mußte wohl draufgehen. —

Der Verwundete schlug die Augen auf und verlangte zu trinken, er war aber nicht imstande zu sprechen. —

Am andern Morgen, als der Doktor mit seinem Kollegen kam und den Verband abnahm, starb ihnen Thielen unter den Händen. —

*

Sie hatten die Leiche in einem Schuppen aufgebahrt, wo die Witwe nun laut jammernd und heulend saß. Dazwischen stieß sie die wildesten Flüche gegen

den Mörder aus, den Teufel, der ihr den Mann erschossen hatte. —

Am Nachmittage kamen drei Herren, besichtigten die Leiche, setzten ein Protokoll auf, und nahmen die noch geladene Flinte des Erschossenen mit sich.

Und am folgenden Abend ging ein trauriger, kleiner Zug durch den dämmernden Wald. Auf einem Leiterwagen der mit Tannenzweigen verkleidet war, fuhren sie den Sarg zum Friedhofe.

Der Forstmeister hatte die Bitte: er möge den Leuten zum folgenden Nachmittage frei geben, rund abgeschlagen, und dabei fallen lassen, er werde sich diejenigen merken, die dem Wilddiebe folgen würden, der auf ihn angeschlagen habe. —

Zum ersten Male hatten sie sich nicht an seine Worte gekehrt. Keiner traute dem Thielen zu, daß er die Waffe gegen den Forstmeister erhoben haben sollte. So brachten sie ihn zur Ruh, und es war Nacht, als sie endlich in Dangart ankamen und ihn begruben. —

Schweigend gingen sie hinter dem Wagen her. An der Kirchhofspforte erwartete sie der Pastor. Schweigend

warf ein jeder von ihnen seine drei Hände voll Sand in die offene Gruft. Dann gingen sie auseinander jeder mit seinen Gedanken. —

*

Niemand außer dem Forstmeister konnte sagen, wie die Sache sich zugetragen hatte. Nur das eine stand fest, daß Thielen, bei dem die Not im Hause groß war, hatte wildern wollen, um sich Verdienst zu verschaffen.

Der Forstmeister sagte aus: er glaube nicht, daß er den Thielen sofort erkannt habe; er habe ihn aufgefordert, die Waffe hinzulegen; Thielen habe erst versucht zu entfliehen, und als er gedroht habe, zu schießen, habe er sich umgekehrt und fertig gemacht. Da erst habe er den Schuß auf den Mann abgegeben.

Der Schußkanal stimmte zwar nicht recht mit diesen Angaben überein, allein da kein öffentlicher Ankläger auftrat, und der Zweifel nur von Mund zu Mund ging, mußte man ihm Glauben schenken. —

*

Der Forſtmeiſter hatte Fritz Ney die ſchlimmſten Vorwürfe gemacht, daß er der Frau Thielen, die mit einem armſeligen Kinde niedergekommen war, alle Tage einen Topf Milch ſchickte. Das heiße ja, die Wilddieberei offiziell begünſtigen. Aber diesmal ließ Fritz ſich nichts verbieten.

Man konnte die arme Frau doch nicht verkommen laſſen. Außerdem miſchte er ſich nicht in das, was ſeine Frau that; der verbot er nichts, und er würde ihr nie verwehren, einer Wöchnerin gutes zu thun. —

Hitzige Worte fielen auf beiden Seiten, und der Förſter wußte, daß er ſich einen Todfeind gemacht hatte. Er hatte den Forſtmeiſter an den Pfarrer gewieſen, der hierüber gewiß den beſten Richter abgeben durfte; die Frau Paſtor aber war erſt geſtern mit einem ganzen Korbe voll Sachen bei der Thielen geweſen. —

Die Freude an ſeinem Revier war für Fritz längſt dahin. Er wünſchte nichts ſehnlicher als fortzukommen. Auch Martha war ganz trübſinnig geworden; das Kind wollte nicht recht gedeihen, und ſie ging durch das Haus, ſtill und gedrückt, daß Fritz ganz melancholiſch wurde.

Er wollte fort, und hatte schon seine Eingabe gemacht. Der Doktor hatte das Gesuch unterstützt, denn die Frau Förster machte ihm Sorgen. Sie mußte in andere Umgebung, aber sie hatte niemand auf der Welt, und allein fortschicken konnte man sie nicht gut.

Wie Schwermut lag es über dem Dübelsmoor, kein lustiges Singen und Lachen mehr.

Der Forstmeister war noch heftiger gegen seine Leute. Er verzieh es ihnen nicht, daß sie mit dem Wilddiebe gegangen waren. Bei jeder Gelegenheit gab er es ihnen zu fühlen.

*

Von der Jagdkammer war die Anweisung gekommen, daß aus jedem Revier bis zum Sonntag ein Rehbock abzuschießen und abzuliefern sei.

Mit Tagesanbruch war Fritz Ney in den Forst gegangen, aber er war nicht zum Schuß gekommen. Aergerlich war er auf dem Wege nach der Arbeitsstelle, als er auf den Forstmeister stieß, der es nicht unterdrücken konnte, ihn zu höhnen, daß er nichts gesehen hatte.

Blos die Wilddiebe, die von Seiten der Herren Förſter jegliche Unterſtützung fanden, die ſchoſſen was. Für die Jagdkammer konnte da freilich nichts übrig bleiben.

So ging das den ganzen Weg. —

Fritz Ney ging ſchweigend neben ihm her, aber das Gefühl keimte in ihm auf, dieſen Teufel, der ihn mit hämiſchen Worten kränkte, einfach niederzuſchlagen. Eine Welt von Erbitterung wäre einer großen Menge Menſchen damit erſpart worden.

Immer wieder mußte er an den armen Thielen denken, den jener wie einen Hund niedergeſchoſſen hatte, an die kranke Frau, die mit ihren Kindern längſt verhungert wäre, hätte man gegen ſeinen Willen ſich ihrer nicht angenommen. —

Nebel hing zwiſchen den Bäumen, atembeklemmend legte es ſich auf die Bruſt und verwirrte die Sinne.

Ein dumpfes Wutgefühl pochte in ihm, und er ſprach kein Wort, während auch der Forſtmeiſter jetzt ſchwieg, und ſchneller vorwärts ſchritt.

Plötzlich blieb er ſtehen, und auch Fritz ſah.

Vor ihnen im Unterholz ſtand ein Bock, ein präch-

tiger Gabler, der den Kopf zuweilen über die Büſche hob und ſicherte, aber ſie noch nicht geſehen hatte.

Sie duckten ſich, und der Forſtmeiſter gab ihm einen Wink. Allein das Tier ſtand ſo wenig ſchußgerecht, daß ihm nur ſchwer beizukommen war.

Dreimal hob Fritz die Büchſe. Seine Hand war unruhig, der Finger zuckte am Abzug, daß er ſo unter Aufſicht ſchießen ſollte. Aergerlich ſtampfte der Forſtmeiſter mit dem Fuße, daß ein Zweig knackte. Der Bock ſtutzte, zum Flüchten bereit, da krachte der Schuß und die Zweige brachen und raſchelten hinter dem fliehenden Tiere.

Neben ſich hörte er den Forſtmeiſter ärgerlich verächtlich auflachen, und ein undeutliches Schimpfwort fiel. Er verſtand es nicht, er wußte nicht, was es geweſen, ſo brauſte es ihm vor den Ohren. Alles Blut war ihm zu Kopf geſtiegen.

Hirſchmann riß an der Leine, das brachte ihn etwas zu ſich. Schweißſpuren zeigten, daß er den Bock angeſchoſſen hatte; und ſchon ein paar Hundert Schritte weiter fanden ſie das verendende Tier, das einen Halsſchuß zeigte.

Neben ſich hörte Fritz

— Elende Aasjägerei! . .

Er wollte auffahren, aber er bezwang ſich. Sie wußten ja alle, daß es mit den Leiſtungen des Forſtmeiſters nicht weit her war. Der hatte oft genug was verpatzt.

— Gleich aufbrechen!

Das Wort fiel ſcharf wie ein Peitſchenhieb.

— Aufbrechen, ſage ich.

Das Tier war noch nicht ganz tot, noch lebend warm, und er zögerte. Er rührte ſonſt ein Stück Wild nie ſo früh an, ließ es immer erſt nach Haus ſchaffen; aber nun lehnte er die Büchſe an den nächſten Baumſtamm, griff nach dem Meſſer, nickte das Tier ab, und fing an, es aufzubrechen.

Aber ſeine Hände waren ungeſchickt, und immer wieder fiel ein arrogant belehrendes Wort von dem Forſtmeiſter der, die Hände tief in den Manteltaſchen auf und abging.

Fritz Ney hatte ſeine Finger eben mit Erde und dann am Halſe des Tieres vom Blut gereinigt, als er aufſah.

Hirschmann stöberte herum, und plötzlich gab er einen seltsamen Laut von sich, und stand an einem Baume etwa fünfzehn Schritte entfernt.

— Was ist denn, was hat denn der Hund?

Der Förster hatte sich auch erhoben und kam näher.

Ein halbzernagtes Tier lag dort, und aus einem nahen Ameisenhaufen saßen die Ameisen zu hunderten an der kleinen Leiche.

— Ach so, sagte der Forstmeister, einer von Ihren berühmten Dackeln.

Auch der Förster hatte an dem Kopfe sofort erkannt, um was es sich hier handelte.

So gänzlich unerwartet kam das, daß er wie in einem Traume stand, ein quälender Alb legte sich auf seine Brust, und heiß stieg es in ihm auf.

— Marsch — weiter! Zu albernen Sentimentalitäten haben wir keine Zeit.

Er schrak zusammen und sah in ein Gesicht, das vor Schadenfreude zu grinsen schien.

Blitzschnell drängte sich alles zusammen: der Schmerz von damals, als jener ihm die beiden Tiere so ohne

weiteres gemordet hatte, all die Kränkungen und Demütigungen, die er ſtumm ertragen mußte; und der arme Thielen fiel ihm ein, der auch daran hatte glauben müſſen — und der Teufel, der an all dem Schuld hatte, ſtand da und triumphierte.

— Wirds bald!? . .

Er wandte ſich dem aufgebrochenen Bocke wieder zu, während der Forſtmeiſter bei dem halb zum Skelett genagten Hunde ſtehen blieb, und mit dem Fuße danach ſtieß.

Im Vorübergehen ſtreifte Fritz ſeine an den Baum gelehnte Büchſe, er griff nach der fallenden, und dabei ſtieg das Gefühl in ihm, daß er mit einem Drucke ſeines Fingers alles, was man ihm und den andern gethan hatte, rächen konnte.

Einen wilden Blick warf er nach ſeinem Quälgeiſte, der ihn nicht aus den Augen ließ; und der jetzt die Büchſe im Gefühle einer drohenden Gefahr herunterriß.

Fritz Ney wollte die Flinte wieder an den Baum lehnen, als er die haſtige Bewegung des Forſtmeiſters ſah. Im nächſten Augenblick drehte ſich alles um ihn, er ſah den Mörder ſeiner armen Hunde vor ſich, die

Rechte fuhr nach einer Patrone suchend in die Tasche; die Zähne biß er zusammen und dann quälte es sich heraus ein drohend schrilles:

— Nun gut! . . . fertig! . .

Ehe Fritz die Patrone im Lauf hatte, ehe er ihm zurufen konnte, daß sie hier ohne Zeugen das Duell ausfechten mußten, das nicht mehr zu umgehen war, fiel auch schon ein Schuß, und die Hagelkörner prasselten an seinem Kopfe vorbei. Der andere hatte geschossen in ängstlicher Eilfertigkeit — dann krachten im nächsten Momente zwei Kugelschüsse, hart nach einander. Einen Augenblick später brach der Forstmeister zusammen, ohne einen Laut — nur ein paar grüne Zweige raschelten hinterher. —

Blitzschnell ohne Ueberlegung war das alles geschehen.

Die Kugel, die Fritz gegolten, war hart an seinem Ohre vorbeigepfiffen.

Die Flinte in der Hand trat er an den Gestürzten hin, beugte sich nieder und griff nach seinem Arme, — da sah er den Kugeleinschlag.

Diesmal konnte kein Mensch ihn Aasjäger schimpfen, der Schuß saß. . . .

Aber dann kam er zur Besinnung. —

Was sollte nun geschehen?

Daß sie wie die großen Herren hier ein Duell gehabt, ja daß er eigentlich in Notwehr gehandelt hatte — wer sollte ihm das glauben? —

Wohl eine Viertelstunde stand er und überlegte, was er beginnen sollte; aber er kam zu keinem Entschlusse.

Noch einmal beugte er sich nieder. Der Mann zu seinen Füßen war tot. —

Wenn er hinging und sich anzeigte, sperrte man ihn sofort ein — dann kam er sicher ins Zuchthaus wegen Totschlags. Seine Frau und den kleinen Kurt, seinen Jungen, würde er in Not und Elend stürzen und ihnen das ganze Leben verderben.

Sehen mußte er sie zuvor noch; erst mußte er mit ihnen sprechen, ehe er etwas unternahm.

Hirschmann kroch mit eingeklemmter Rute zwischen den Büschen herum; ganz scheu und ängstlich folgte er seinem Herrn, der jetzt planlos durch den Wald irrte.

Das Messer hatte er gereinigt, eine neue Kugel saß im Laufe.

So kam er an die Arbeitsstelle, wo die Leute

einen Abzugsgraben zogen; und ganz ruhig gab er seine Anordnungen; ja, freier als sonst trat er den Leuten gegenüber.

Nur als der Aufseher ein paarmal sagte: der Herr Forstmeister habe dieses so und jenes so angeordnet, und der Herr Forstmeister komme bestimmt spätestens bis neun Uhr heraus, durchzuckte es ihn ein wenig. —

Es war zehn geworden, und der Vorarbeiter wurde unruhig. Dann sollte er nämlich um zwölf zum Herrn Forstmeister kommen wegen der Arbeiten.

Es reizte Fritz, zu sagen, daß der Weg wohl vergebens sein würde; aber er ließ ihn, und da er heim gehen wollte, schloß der Aufseher sich ihm an, aber sie wollten auf seine Bitte einen Umweg machen, denn er mußte dem Herrn Förster einen Fuchsbau zeigen, den er gestern zufällig gefunden hatte.

Fritz Ney war derart mit sich beschäftigt, daß er auf den Weg kaum achtete. Willenlos überließ er sich der Führung des Mannes. —

Es war ein junger Bau, zu dem er ihn führte, wobei er ihm umständlich berichtete, wie er darauf gestoßen war.

Wieder gingen ſie quer durch den Wald, als plötzlich Hirſchmann unruhig wurde; er riß an der Leine, witterte und ſchlug an.

— Wat is denn mit dem Hund? fragte der Mann.

Plötzlich riß er ſich los und verſchwand in den Büſchen, gleich darauf hörte man ihn.

Der Förſter folgte mit dem Manne, der die Büſche zur Seite bog, und jetzt wie angewurzelt ſtand.

— Herr Förſter, Herr Förſter! De Herr Forſtmeiſter, ach mien Gott, mien Gott, wat is denn dat! ..

Dann lief er näher, und entdeckte den ausgeweideten Bock und rief:

— Da, da! en Wilderer, de hat ihn erſchoſſen.

Fritz Ney ſagte nichts; allein das merkte der Arbeiter in ſeiner Aufregung garnicht. Er kniete neben dem Forſtmeiſter und betaſtete ihn.

— Nix anrühren, Herr Förſter, nix anrühren, ehe de Herren vom Gericht da waren. Ich lauf nach Dangart un komm denn zum Herrn Förſter zurück nach Dübelsmoor, un denn nehmen wir gleich en Wagen, damit de Herr Forſtmeiſter weggebracht wird. De is von em Wilddiebe erſchoſſen, den er abgefaßt hat.

Und ohne zu hören, eilte er davon.

Der Förſter blieb noch einen Augenblick ſtehen.

Von einem Wilddiebe ſollte er erſchoſſen ſein! — das hatte bei der Sachlage faſt alles für ſich.

Wenn er jetzt nicht wollte, würde ſchwerlich die Wahrheit an den Tag kommen.

Wie in einem Traume ging er zu Frau und Kind.

*

Er hatte ſeiner Frau noch nichts geſagt, er fand den Mut nicht dazu, und blieb im Hauſe und wartete. Gegeſſen hatte er faſt nichts.

Dann ging er im Garten auf und ab.

Je mehr er nachdachte, um ſo feſter ſtand ihm, daß er Frau und Kind nicht ſo verlaſſen konnte. Seine Ehrlichkeit trieb ihn: hinzugehen und alles zu geſtehen; ſeine Liebe zu Weib und Kind hielt ihn zurück.

Wie konnten fremde Menſchen über ihn Richter ſein? — Sie mußten alles erſt aus ſeinem Munde erfahren — aber ob ſie ihm auch glauben würden? — Ob ſie ihm nicht doch einen geplanten Racheakt unterſchieben würden? —

Die Försterin war so angstvoll, sie fragte ein paarmal, ob er vielleicht mit dem Forstmeister was vorgehabt habe.

Er schüttelte nur den Kopf. Dann setzte er sich zu seinem Kinde und spielte mit ihm. —

Am Spätnachmittage kam endlich ein Wagen mit ein paar Herren vom Gericht vorgefahren. Der Aufseher kam mit. Der Förster stieg zu ihnen, und sie fuhren nach der Stelle, wo der Forstmeister lag.

Ohne zu fragen konstatierten alle, was der Waldarbeiter schon gesagt hatte: der Forstmeister hatte einen Wilddieb beim ausweiden des Bockes überrascht, auf fünfzehn Schritte hatte er beide Läufe seines Gewehrs auf ihn abgeschossen, war aber selbst tötlich getroffen an der Stelle niedergesunken, wo er gestanden und von wo er seine beiden Schüsse abgegeben hatte.

Daran war gar kein Zweifel, die Sache lag völlig klar zu Tage.

An einigen Blättern sah man die Schrotschüsse des Försters ganz deutlich.

Einer der Herren lief mit einem Kodak herum und versuchte ein paar Aufnahmen bei dem schlechten

Lichte zu machen; die nötigsten Notizen wurden gleich niedergeschrieben, die Lage der Leiche, des Tieres, der Entfernungen, etwaige Fußspuren, — dann hoben der Kutscher und der Aufseher den Toten auf den mitgebrachten Beiwagen, der Rehbock wurde neben den Toten gelegt, die Herren suchten noch einmal die Umgegend ab, trampelten Gras und Büsche nieder, fanden aber nichts und dann ging es zurück.

Niemand hatte Fritz Ney gefragt, keiner schien auf seine Meinung neugierig. Still hatte er dabei gestanden. Auf der Rückfahrt plauderten und schwatzten sie unaufhörlich von Dingen, die er nicht verstand.

Nur einmal sagte einer zu ihm:

— Na, ein angenehmer Vorgesetzter war er gerade nicht. Ihr Förster werdet nicht wenig froh sein. Der Kerl hat übrigens sicher ein paar Schrotkörner abgekriegt, und man müßte eigentlich alle verdächtigen Gesellen antreten und darauf hin untersuchen lassen. Da ist der Brunner und der Ebel, diese Kerle, die man noch nie hat abfassen können, vor allem der Bruder von Thielen, dem traue ich die Geschichte am ehesten zu.

— Die arme Forstmeisterin thut mir leid . .

— Ach was, die hat auch nichts von ihrem Leben gehabt. Allzuviel Thränen werden dem nicht nachgeweint. Ne hübsche, stattliche Frau, und Geld hat sie von zu Hause auch. Die wird schon nicht lange allein bleiben.

— Ein unangenehmer Mensch war der Forstmeister.

— Und eingebildet auf sein bischen Adel, einfach komisch.

— Nun wird Goerz an seine Stelle kommen.

— Den laß ich mir gefallen, ein prachtvoller Gesellschafter und ein Erzähler, großartig, wie so'n richtiger Förster aus den Fliegenden.

— Ach so, Sie steigen hier ab, Herr Förster.

— 'n Abend!

— Gute Nacht! gute Nacht! —

*

Der Förster grüßte schweigend und ging den Fußweg nach Dübelsmoor ab.

— Ein merkwürdig stiller Mensch, dieser Ney.

— Ja, aber ein Prachtkerl. Der Forſtmeiſter ſagte mal, das ſei ſein tüchtigſter Förſter.

— Und die Frau iſt ſo nett.

— Blos auch ſo ſtill.

— Na, ſitzen Sie mal ſo allein auf Dübelsmoor. Er will ja auch fort, es iſt ihm zu einſam.

— Das kann ich ihm nicht übel nehmen.

— Ob wir den Kerl, den Wildieb kriegen?

— Werden wir ſchon! Werden wir ſchon! . .

*

Die Unterſuchung wurde eifrigſt geführt, aber es kam nichts dabei heraus. Jeder einigermaßen verdächtige Menſch war ſchon verhört worden.

In Dübelsmoor war es jetzt ganz ſtill geworden. Wie abweſend ging der Förſter herum. Morgens ging er ſtatt durch den Forſt die Chauſſee lang zur Arbeitsſtelle. Der Aufſeher fragte ihn jedesmal, ob er den Fuchs noch nicht geſehen habe; ob man nicht ein Fuchsgraben veranſtalten wolle? . . aber er vermied den Jagen, wo der Bau ſich befand.

*

Eines Tages hatte ihn sein linker Arm etwas geschmerzt. Als er nachsah, fand er einen schwarzen Punkt, und da wußte er: es war ein Schrotkorn, das in sein Fleisch eingedrungen war. Mit einer Nadel hätte er das Körnchen entfernen können, aber er that es nicht, obwol er zuweilen einen schwachen Stich im Oberarm spürte.

Schweigend saß er daheim, vor sich hinbrütend, hundertmal entschlossen, sich zu stellen; aber sobald er die Stimme seines Jungen hörte, der jetzt anfing lustig in die Welt zu krähen, oder wenn seine Frau sorgend zu ihm trat, war es wieder nichts mit seinem Entschlusse.

Wenn ihn nur jemand gefragt hätte! — aber er blieb ganz aus dem Spiele.

*

Eines Abends, als er im Dunkel vor dem Hause saß und seine Pfeife rauchte, schmiegte seine Frau sich an ihn und fragte leise:

— Fritz, was ist dir? — Du weißt was mit dem Forstmeister. —

Er wollte auffahren und ſie abſchütteln, aber ſie hielt ihn und flüſterte leiſe:

— Ich fühle es, du weißt etwas. Sag es mir, ich bitte dich, ſag es mir! Ich halte es ſonſt nicht aus.

Er ſchwieg; allein in dieſem hartnäckigen Schweigen lag ſeine Antwort.

Immer enger ſchmiegte ſie ſich an ihn und bat leiſe:

— Sag nichts! ich bitte dich, niemandem, nur mir, ich bitte dich, nur mir! —

— Auch dir nicht.

Sie atmete auf.

— Dann iſt es gut, aber auch niemandem. Was du auch thun willſt, ſag es mir vorher. Denk an mich und das Kind; was gehen dich die Leute da draußen an. Aber fort wollen wir, bald. Ich werde hier ganz krank.

In der Nacht fanden ſie beide keinen Schlaf. Es war totenſtill — und in dieſe beängſtigende Stille klang plötzlich das jammervolle Heulen eines Hundes,

ein Klagen, wie es Hirſchmann ſonſt noch niemals gehabt hatte. Schauerlich klang es durch die Nacht.

Der Hund hatte ſich ſeit einiger Zeit völlig verändert.

Das Tier war unruhig geworden. Es tobte in ſeinem Zwinger, und wenn er draußen war, lief er ſuchend umher, ward ſcheu und ſtörriſch.

Er gehorchte nicht mehr auf den Ruf; und der Knecht ging ihm aus dem Wege, ſeitdem er nach ihm geſchnappt hatte.

Der Förſter nahm ihn nicht mit in den Wald. Den ganzen Tag, ſobald er aus dem Zwinger entlaſſen wurde, damit er ſich Bewegung machte, trieb Hirſchmann ſich herum; ein paarmal war er ſtundenlang verſchwunden, und dann drückte er ſich nachher an dem Zaune und dem Hauſe lang.

Als Fritz ihn einmal verprügeln wollte, zeigte der Hund ihm derart die Zähne und ſchnappte, daß er ihn los ließ. Denn es fiel ihm ein, wie Hirſchmann mit dabei geweſen war, als er den Forſtmeiſter erſchoſſen hatte, der einzige Zeuge ſeiner That. Und wie er dem Tiere in die Augen ſah, vermochte er es nicht zu ſtrafen, ſo

seltsam wirkten die Augen auf ihn. Hirschmann wurde in seinen Zwinger geworfen, und nur herausgelassen, wenn Fritz zu Hause war. —

In der Nacht gab der Hund keine Ruhe, und auch am Tage bellte und winselte er, schwieg sofort, wenn jemand an ihn heran kam, verkroch sich in seine Hütte, und sah tückisch hervor, als wolle er jeden Augenblick zubeißen.

*

Ernst Thielen, der Bruder des erschossenen Waldarbeiters saß im Gefängnis. Eine Reihe Anzeichen hatten ihn in den Verdacht der That gebracht, und er war plötzlich verhaftet.

In dieser Nacht schlief Fritz Ney noch schlechter.

Nein, das ging nicht, ein anderer sollte auch nicht eine Stunde unschuldig für ihn leiden. —

Am anderen Morgen erledigte er die laufenden Sachen und sagte seiner Frau, er müsse zur Forstmeisterei.

Einen Stock in der Hand schritt er durch den

ſonnigen Morgen dahin. Von Frau und Kind hatte er wie gewöhnlich Abſchied genommen.

Die Sonne lag heiß über der Heide, als er den ſchattenden Wald verlaſſen hatte; ein prachtvoller Spätherbſttag, der ihm ſeinen Gang noch ſchwerer machte.

Das alles ſollte er nun nicht wiederſehen, vielleicht niemals. Nie wieder mit der Büchſe im Arm durch den Wald ſtreifen; ſondern zwiſchen engen, lichtloſen Mauern verkümmern in der Sehnſucht nach Freiheit.

Er wollte es nun auf den Zufall ankommen laſſen, ob ſich zwiſchen den Geſchworenen, dieſen Leuten die ſich nie in ſeine Lage verſetzen konnten, genug fanden, um ihn nicht für ſchuldig zu erachten.

Er blieb ſtehen. Droben im blauen Aether zog eine Weihe langſam ihre großen Kreiſe. Zuweilen raſchelte es in dem blühenden Heidekraut; eine Eidechſe oder Natter, die ſich in der ſchützenden Erika verkroch.

Und die Bienen ſummten über dem Moore, ein zitternder Ton, der ſein wild ſchlagendes Herz beruhigte.

Er warf den Kopf hoch und ſchritt energiſch weiter auf dem ſchmalen Pfade.

Drüben zwiſchen ein paar weißſtämmigen Birken ſtand die Torfhütte der Thielen.

Er verließ den Weg und ging hinüber nach dem Häuschen. Die junge Frau war draußen im Moor, aber die alte Großmutter ſaß in der Thür und wartete die Kinder.

Sie fing an von ihren Söhnen zu ſprechen. Der eine tot, der andere im Gefängnis. Doch glaubte ſie nicht, daß er den Forſtmeiſter erſchoſſen hatte; ſie hatte zwar ein jämmerliches Gedächtnis, aber ihr war, als ob er in den Tagen bei einem Bauern in Hude auf Arbeit geweſen ſei. Wenn er es aber gethan hatte, dann war das keine Sünde, dann hatte er nur gehandelt: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Die junge Frau kam nach Hauſe, und machte ſich in der Küche zu ſchaffen, als plötzlich draußen lautes Singen und Pfeifen zu hören war, und die Thür wurde weit aufgeriſſen.

— Mutter, da bin ich! . .

Ernſt Thielen war's, den ſie entlaſſen hatten. Er hatte beweiſen können, daß er an dem Tage zwei Meilen weit bei einem Bauern im Taglohn geweſen,

und ſchon um fünf Uhr mit den anderen auf dem Felde gearbeitet hatte. Der Forſtmeiſter aber war erſt gegen ſechs fortgegangen.

Ganz ruhig nahmen die beiden Frauen das auf.

Die Alte ſaß ſtill an der Wiege des Kindes; mit ihren halb erloſchenen Augen ſah ſie durch die offene Thür in die Ferne, und plötzlich ſagte ſie:

— Wer es auch gethan hat, er iſt nur ein Werkzeug in der Hand des Herrn geweſen. Geſegnet ſoll er ſein, der uns alle gerächt hat, geſegnet ſoll er ſein für alle Zeit! — Der Herr unſer Gott hat ihm die Hand geführt, ſein Wille geſchehe wie im Himmel alſo auch auf Erden! —

Sie hatte ſich hoch aufgerichtet und die welken Hände wie zum Segen ausgebreitet. Dann ſank ſie in ſich zuſammen, faltete die Finger, hockte ſich neben die Wiege und murmelte leiſe ein Vaterunſer!

Sie ſah nicht auf, als der Förſter ging, der den anderen ſeltſam bewegt die Hand gab. —

Draußen in dem hellen Sonnenſcheine blieb er ein paar Augenblicke ſtehen. Einen Blick warf er hinüber, wo der ſpitze Kirchturm von Dangart in der Ferne ſich

erhob. Der Segen der alten Frau klang ihm im Ohre, ihm war, als sei eine Last von seinem Herzen genommen.

Was er da eben erlebt, das sollte ihm ein Zeichen sein, beides, die Rückkehr des Thielen wie der Segen der alten Frau.

Und er ging den Weg zurück, den er gekommen war, und legte sein Schicksal in Gottes Hand. Wenn der ihn bestraft wissen wollte, würde schon alles geschehen, wie es mußte. Er fühlte keine Schuld mehr in sich, über die Menschen zu Gericht sitzen konnten.

*

Frau Martha war ganz erstaunt, daß er schon wiederkam. Er zog sich um und ging in den Wald. Ihm kam alles ganz anders vor. Er sprach wieder mit den Arbeitern, hatte allerhand anzuordnen und zum ersten Male konnte er lachen.

Ein paar Leute nahm er abends mit; sie sollten ihm helfen die Obstbäume stützen. —

Er war hinten im Garten mit den Arbeitern be-

ſchäftigt, als er plötzlich im Hauſe vorn einen Schuß fallen hörte.

Im Nu war er von der Leiter und auf das Haus zu.

Die erſte Dämmerung war eingebrochen, glühend rot ſtanden die Wolken noch am Himmel; ein ſtiller, friedlicher Abend lag über dem Dübelsmoor.

Als er um den Bienenſtand herumkam, und das Haus vor ſich liegen fand, ſah er ſeine Frau in der halboffenen Thür ſtehen, die Flinte in der Hand, an allen Gliedern zitternd.

Und dann ſah er etwas Dunkles ſich vor den Johannisbeerſträuchern im Sande wälzen und ſtill liegen bleiben.

Es war Hirſchmann der aus ſeinem Zwinger ausgebrochen war, — wie das kam nicht heraus, — und der ſich der Förſterin entgegen geſtellt hatte, als ſie zu dem Kinde wollte, das im Wagen in der Laube lag.

Er hatte ſie angeknurrt, und als ſie ihn vom Laubeneingang verjagen wollte, war er auf ſie losgegangen und hatte ſich in ihren Kleidern verbiſſen, ſodaß ſie ſich vor ihm ins Haus geflüchtet hatte.

Und da blieb er vor der Thür mit gefletſchten Zähnen ſtehn. Sie hatte ihn gelockt, dann ihn verjagen wollen, nach ihm geworfen, aber er ſtand da mit ſeinen böſen Augen, knurrend und bei jeder Bewegung die Zähne fletſchend.

Sie hatte ihren Mann gerufen, aber niemand hatte ſie gehört. Und dann überfiel ſie die Angſt, das Tier könne in ſeiner Tollheit ihn anfallen. Aber als das Kind draußen jämmerlich zu ſchreien anfing, und niemand da war, der ſie hörte, hatte ſie endlich in ihrer Ratloſigkeit die Flinte im Flur genommen und auf den Hund geſchoſſen, blindlings, nur um ihn zu verjagen, und Hilfe herbei zu rufen.

— Herr Förſter, de is doll geweſen. Js man gud, dat de dot is.

Schweigend ſtand er neben dem Hunde. Das war der einzige Zeuge damals im Walde geweſen. Er beugte ſich zu dem Tiere nieder, das im Sterben nach ſeiner Hand ſchnappte. Dann fiel der Kopf tot zur Seite.

Fritz hatte es ſich nicht geſtehen wollen; aber er hatte ſich in der letzten Zeit vor dem Hunde gefürchtet. Er hatte das krankhafte Gefühl, als liege in dem Blicke des

Hundes etwas, was ihn ängstigen könne, etwas drohendes. Er hatte ihn seit jenem Tage nie mehr mit sich genommen, hatte sich kaum um ihn gekümmert; und dieses gräßliche Heulen in der Nacht hatte ihn schon dazu gebracht, ob es nicht das beste sei, das Tier fortzuschaffen oder zu vergiften.

Nun war das Tier ohne sein Zuthun hin.

Er sah auf seine Hand. Einen kleinen Riß hatte er am Ballen, aber er wischte über den einen Blutstropfen, und es war nichts mehr zu sehen.

— Fritz, bist du böse? Aber wirklich, ich konnte nicht anders. Ich habe mich so gefürchtet.

Sie war ganz erstaunt, als er sie an sich zog und ruhig sagte:

— Böse, Martha? nein, im Gegenteil, du hast recht gethan. Es ist am besten so. Da, nehmt den Hund und scharrt ihn ein. Drüben hinter der Kuhweide bei der alten Eiche. —

Als die Leute fertig waren, sah er es sich an; und in der Nacht schliefen sie seit langem einmal wieder ruhig.

Kein Laut störte sie.

— Fritz, ein Brief! — ein amtliches Schreiben.

Er erschrak, brach es hastig auf, aber dann schoß ihm alles Blut in die Schläfen.

— Martha, wir sind versetzt; weißt du wohin?

— Nein Fritz, wo denn.

— Nach Steinhausen.

— Nach Steinhausen? — Ach Fritz, es ist ja nicht möglich. Da haben wir doch eine ganze Menge Freunde. Du auch; und dann denk nur, ist ja auch eine Wirtschaft dabei . .

— Möchtest du das? —

— Aber Fritz, wie gern. Du weißt doch, arbeiten thu ich nur zu gern. Und da sind wir nicht aus der Welt. Aller Verkehr geht dort vorüber, und ein prachtvoller Wildstand. Was schöneres hätten wir uns ja überhaupt garnicht wünschen können. Du sollst mal sehen, wie nun alles anders wird.

— Verdienen wir denn das auch? —

— Aber Fritz, gewiß verdienen wir das. Du sollst sehen, wie glücklich wir noch werden.

*

Nur noch drei Tage, dann sollten sie Dübelsmoor verlassen. Fritz that schon keinen Dienst mehr.

Gegen abend sagte Martha plötzlich:

— Fritz, ich hätte eine Bitte.

— Nun und? —

— Ich möchte mit dir noch einmal in den Wald.

— Schön.

— Aber an eine Stelle . . .

— Nun?

— Die du, glaube ich, bis jetzt gemieden hast. Und da möchte ich dich bitten, laß uns zusammen einmal hingehen, ehe wir ganz von hier fortziehen.

Er schwieg — aber er hatte sie verstanden.

Sie hatten nie mehr davon gesprochen, die Sache geriet bereits in Vergessenheit, und die Untersuchung stand ganz still.

Vielleicht hatte Martha recht; sonst trug er immer das Bild mit sich herum von jenem Morgen, da sie schußfertig einander gegenüber standen. Wenn er keine Schuld mehr an sich fand, dann mußte er auch den Mut haben, an den Ort der That zurückzukehren.

*

— Komm! sagte er, als er gegen abend von der Heide zurückkam.

Sie verschwand im Hause und kam mit einem Kranz aus Tannen, Eichenlaub und Blumen am Arme zurück.

Ein leiser Wind strich durch den Wald. Zuweilen klopfte ein Specht, und aus der Ferne hörte man das langgezogene Gurren der Holztauben.

Ein Eichkätzchen lief ihnen über den Weg; und schweigend kamen sie über den Gestellweg in den Jagen.

Aber er fand den Ort nicht gleich. Keine Spur war mehr zu entdecken. An dem Ameisenhaufen erkannte er endlich den Platz; aber kein Knöchelchen war mehr zu finden.

Irgend ein Raubtier mußte die Reste verschleppt haben.

An den Knorren einer Eiche hing sie den Kranz auf, und blieb eine Weile mit gefalteten Händen stehen.

Dann sagte sie:

— Komm Fritz! . .

Sie zog ihn im fortgehen zu ſich und preßte ſeinen Kopf an den ihren.

Er hatte ſich alles ganz ruhig angeſehen. Die Gräſer und Zweige, die wieder gewachſen waren, und alles veränderten, verwiſchten das alte Erinnerungsbild, ſodaß nichts blieb. —

Sie hing an ſeinem Arme und plauderte von der Zukunft, wie ſie ſich das alles dachte.

Langſam ſchlenderten ſie heim.

Ueber die Kuhweide, wo der Hütejunge die Kühe eben zum melken dem Hauſe zutrieb, kamen ſie an der Stelle vorbei, wo Hirſchmann unter der Eiche eingeſcharrt war.

Sie blieb ſtehen und ſagte:

— Ich habe doch noch nie einem Geſchöpfe etwas zu leide gethan, nur den tollen Hund hier habe ich erſchoſſen; — wie ich eigentlich dazu gekommen bin, weiß ich heut noch nicht. Du biſt mir deshalb nicht böſe, nicht wahr? — Und wenn auch! ich konnte nicht anders handeln, als ich gethan habe. Ich habe ſo handeln müſſen, nicht für mich, nur für dich und unſer Kind.

— Ja, ſagte er, für dich und unſer Kind.

Er sah auf seine Hand.

Am Ballen war die kleine Wunde, die der Zahn des Tieres ihm gerissen hatte. Niemand hatte es bemerkt.

Anfangs wollte er sie ausbrennen, aber dann ließ er es.

Die Menschen konnten ihn nicht richten — aber vielleicht wollte Gott ihn strafen, und so ließ er die Wunde, und rührte nicht daran.

Er fühlte einen feinen Stich an der Hand, sonst war kaum etwas zu sehen. Aber von diesem unscheinbaren Riß hing für ihn Leben und Tod ab, und er wartete geduldig, was ihm bestimmt war.

— Komm! sagte Martha und zog ihn weiter.

Und Hand in Hand schritten sie über die Wiese hin auf Dübelsmoor zu, das vor ihnen lag, mit dem blutroten Himmel über den finstern Walde, trüb und melancholisch, und das morgen schon weit hinter ihnen liegen sollte, wie ein quälender Traum, aus dem sie zu einer froheren Zukunft erwachen würden. —

Mitternachts.

Ich habe die Feder hingelegt und gehe nachdenkend im Zimmer auf und ab, von der Lampe des Schreibtiſches zur Thür und wieder zurück, ehe ich ein neues Kapitel anfange.

Da klingt in die tiefe Mitternachtsſtille plötzlich Lärm von der Straße.

Ein lauter Wortwechſel! — Ich ſchlage den roten Vorhang zurück und öffne beide Fenſterflügel, daß die friſche Nachtluft hereinſtrömt.

Unten lärmen ein paar Männerſtimmen in die ſtille Sommernacht, und ein Betrunkener vor meinem Hauſe lallt:

— Wat wolln Se? — Sagen Se det nich noch mal . . . Ick bin en Mann der Freiheit, verſtehnſe? Un mir wollen Sie Ohrfeijen anbieten? — mir, enem Mann der Freiheit? . . .

Drüben vorm Hausthore ſteht jemand in weißen Hemdsärmeln, grade im Scheine der flackernden Laterne, und ich erkenne, daß es der dicke Budiker Pallaſchke iſt der eben hinter ſeinen letzten Gäſten das Lokal abgeſchloſſen hat. Nun werden die Rolljalouſieen von innen heruntergelaſſen, und der Alte ſteht daneben, ohne Rock, noch ein Weilchen vor dem großen Hausthor, und ruft den beiden Männern an der Bordſchwelle zu:

— Jewiß doch, ick biete Ihnen Ohrfeijen an, und wennſe nich jleich ſtille ſind, denn könnenſe en paar hinter de Horchlöffel kriegen, daß Se jenug haben bis iebermorjen, verſtehnſe? —

— Kommenſe doch her, wenn Se Kourage haben, ick nehm' es mit dreien uf, wie Sie euer ſind.

— Un ick habe zwee Söhne, die ſtehn mir bei, wenn Se noch lange wat wollen.

— Den eenen kenn ick doch! — den kenn ick ſehr jut! Det is doch mein juter Freind hier.

— Ick habe aber zwee Söhne.

— Is ja jut . . . Den eenen kenn ick! Nich Aujuſt, dir kenn' ick? — Du biſt mein Freind, Aujuſt! — un wenn de ooch Pallaſchke heeßt.

— Alle beede ſtehnſe mir bei, verſtanden? Aujuſt ooch! — Nu jehn Se jefälligſt nach Hauſe, aber ſchleunigſt, erwidert der alte Pallaſchke, und winkt ſeinem Sohne Auguſt zu, daß er mit dem betrunkenen Freunde abziehen ſolle.

Auguſt, der mit den Händen in den Hoſentaſchen daneben ſteht, ſagt jetzt ganz kalt zu dem Alten:

— Ich ſteh dir nich bei, ich nich! — Das wäre noch ſchöner, meinen Freund ſo rausſchmeißen. Ich ſteh dir nich bei, un wenn de nich zufällig mein Vater wärſt, denn haute ich dir jetzt einfach eine runter.

Der Betrunkene, der auf dem Straßendamm ſich nur mit Mühe auf den Beinen hält, und mit den Armen wie mit Windmühlenflügeln in der Luft herumfuchtelt, brüllt jetzt:

— Hau ihm, Aujuſt! Hau ihm eine. Ick bin en Mann der Freiheit, un mir ſchmeißt er raus, ſo'n Duſſel wie der . . . .

— Wat wollenſe? — Duſſel ſagſte zu mir? . .

Und der alte Pallaſchke geht auf den Betrunkenen zu, der einen Kopf größer iſt, und der ſeinen Hut

immerwährend zurecht rücken muß, weil er ihm beſtändig ins Geſicht rutſcht.

Aus allen Fenſtern ſehen jetzt die Leute, haſtig in einen Rock geſchlüpft, die Frauen ein Tuch um die Schultern geworfen.

Jemand ruft: Haut ihm! — und von allen Seiten in allen Tonarten jetzt: Haut ihm! — Haut ihm! . . .

Pallaſchke in Hemdsärmeln ſteht dicht vor dem Betrunkenen, der ſinnlos brüllt:

— Enen Mann der Freiheit rausſchmeißen, — ſo wat! . . . denn ick bin en Mann der Freiheit! Un ſo'n Duſſel kommt, un redt von Ohrfeijen.

Klitſch! — Klatſch! hatte der Mann der Freiheit auch ſeine Ohrfeigen ſchon weg, ehe er es ſich verſehen konnte.

Im nächſten Augenblicke hatten ſie ſich gefaßt und kullerten balgend an die Erde; aber Pallaſchkes Hemdsärmel leuchteten ſiegreich durch die Nacht und droſchen beſtändig von oben herab.

Sein Sohn Auguſt ſtand eine Weile ruhig daneben, dann miſchte er ſich ein, und hielt ſeinen Vater am Arm feſt:

— Jetzt läßte aber meinen Freund in Ruh, oder du kriegst es mit mir zu thun. — Ich ſage dir man, wenn de nich zufällig mein Vater wärſt . . . Los laſſen ſollſte en! — Läßte en jetzt los, oder . . .

Der Hut wurde ihm vom Kopfe geſtoßen, daß er ſich erſt danach bücken mußte.

Nun löſte ſich der Knäuel, unter den Zurufen der Zuſchauer, die unentwegt ſchrieen: Haut ihm! — Hau ihm feſte! —

Und dazwiſchen aus Luft am Lärm der langgezogene Ruf aus Ulk: Wäächteer! . . Wäächteer! . .

Der Mann der Freiheit ſaß mitten auf dem Damme, ganz verdutzt über die Ohrfeigen, die er gekriegt hatte.

Der alte Pallaſchke ſtreifte ſich gelaſſen den einen zerriſſenen Aermel herunter, und ging als Sieger auf ſeine Hausthür zu.

— Bravo! ſchrie einer aus einem Manſardenfenſter und klatſchte in die Hände.

— Bravo Pallaſchke! rief eine tiefe Stimme.

Auguſt hielt ſeinen Hut noch in der Hand, und ſagte jetzt zu ſeinem ſiegreich abziehenden Alten, der auf eine falſche Thür zu ging:

— Det is ja 't falſche Haus; nu kennſte woll ſchon deine Hausthüre nich mehr? —

Der Alte kehrte ruhig um, ging bis auf die Mitte der Straße zurück, hart an dem Betrunkenen vorbei, als ob garnichts geſchehen ſei, — ſah ſich die Häuſer an, die alle ganz gleich gebaut waren, ſchloß dann ſeine richtige Thür auf, daß man das Knacken des Schlüſſels in der Stille der Nacht hörte und verſchwand langſam in dem dunklen Hausflure. —

* * *

— Du, Emil, da uf en Damm kannſte aber nich die janze Nacht ſitzen bleiben. Komm ſchon!

Mühſam half Auguſt dem Freunde auf die Beine. Mit aller Kraft mußte er ihn ſtützen und halten. Immer blieb der Betrunkene wieder ſtehen und wollte durchaus zurück, um ſich ſeine Rache zu holen.

— Ick mache den Kerl zur Leiche, wahrhaftig, det dhu ick.

Von oben bis unten voller Schmutz, den verbeulten

Filz ſchief auf dem Kopfe, fuchtelte er drohend mit den Armen in der Luft:

— Ick bin en Mann der Freiheit! un ſo'n Duſſel will kommen un mir ohrfeijen? — ſo'n Duſſel wie der? . . .

Die Fenſter werden wieder geſchloſſen; einer nach dem andern verſchwinden die Neugierigen, und es wird wieder einſam ſtill. —

In der Ferne, mitten auf dem Fahrdamm zwiſchen den beiden Reihen der hellen Laternenpunkte ſchwankt der Betrunkene, von Auguſt Pallaſchke geführt.

Immer ſchattenhafter werden die beiden Figuren in der Ferne, — aber ehe ſie um eine Ecke verſchwinden, klingt es noch einmal gedämpft aus der Nacht:

— As wie mir, — enen Mann der Freiheit! . . . ſo'n Duſſel . . .

Nun mache auch ich meine Fenſter wieder zu.

Der Salzſee.

Digitized by Google

Vor der Thür ſeines Bauernhauſes ſtand der alte Johann Ohlmers und ſah nach ſeinem Jungen aus, der mit Kartoffeln in die Stadt gefahren war und noch immer nicht zurückkam.

Er konnte den Wagen ſonſt ſchon eine Stunde vorher ſehen, denn der Weg ging über den Lindener Berg an der Windmühle vorbei, und den Schimmel erkannte man leicht, ein altes Trompeterpferd von den Ulanen, der einzige Schimmel in der ganzen Gegend.

Die Sonne war hinter dem Bentherberge verſchwunden, die Wolken färbten ſich rot, und eine kühle Herbſtabendſtille legte ſich über die ſanft geſchwungenen Hügel, über die verſtreuten Dörfer und einzelnen Gehöfte, die hie und da, wo ein paar Bäume waren oder ein Waſſertümpel, mit ihren roten Dächern ſich von dem Grün der Felder abhoben.

Drinnen im Hauſe kochte die Alte das Abendfutter für die Kühe und Schweine, und plötzlich rief ſie vom Stalle her:

— Jochen, wi mött all wedder Solt hebben, dat is ball alle.

— Js gaut, Olle.

Ganz in der Ferne ſah man die Saline, die roten Häuſer und das Maſchinenhaus mit dem hohen Schornſtein. Die Gegend war reich an Salzen; an anderen Stellen fand man Asphalt; und ein paar Kaligruben lieferten gleichfalls gute Erträge.

Im Wirtshauſe hatten ſie erſt geſtern wieder erzählt, daß eine neu gegründete Geſellſchaft durch eine Kommiſſion die Gegend durchforſchte; und als Ohlmers in die Runde blickte, ſah er an den verſchiedenſten Stellen hohe, viereckige Holztürme ſich erheben, neben denen eine Lokomobile ihren weißen Dampf auspuſtete. Da waren die neuen Bohrlöcher, mit denen ſie aber noch nicht viel Glück gehabt hatten.

Der alte Briefträger kam vorbeigehumpelt, blieb eine Weile zum ſchnacken ſtehen, und indem er auf einen Wagen mit vier Herren wies, der unten auf der weißſtaubigen Chauſſee zwiſchen den Obſtbäumen dahinfuhr, ſagte er:

— Sünd dä denn noch nich hier weſt?

— Nee, worüm ook?

— Nu, dä bekieken ſeck doch allens, und allet Woter, dat ſmecket ſe und rüket ſe mit dä Neeſe dran rüm.

— Wotau denn?

— Ob Solt drin is.

— Wull! wull! . .

— Se ſünd alſo noch nich hier weſt?

— Nee!

— Na, denn mak di man darup gefaßt, ſe wern ſchon, ick hew't hürt.

— Denn man tau! . .

Und nun ſchwieg Ohlmers, ſchob die Piepe in den rechten Mundwinkel, wo ſie gar nicht hingehörte, und gab kaum eine Antwort mehr, nur noch ein Brummen, bis der Briefträger weiter humpelte.

Ohlmers ſetzte ſich auf die Bank, kraute ſich in den Haaren, dann rückte er die Mütze in die Stirn, und die Hände in die Taſchen geſchoben, latſchte er langſam am Hauſe vorbei, den Fußweg hin, der zu ſeinem Acker und der Kuhweide führte.

Zwischen ein paar Erlenbüschen lag ein kleiner Tümpel, an der einen Stelle ganz lehmig, wo die Kühe zur Tränke gingen. In dem zertretenen Grasboden sah man die Abdrücke der breiten Klauen.

Tiefblau lag das Wasser im Widerschein des Abendhimmels, spiegelglatt.

Jetzt sprang ein Frosch von einem schwimmenden Blatte ins Wasser, daß sich die Wellenkreise bis ans Ufer ausdehnten.

Ohlmers stand eine ganze Weile, sah bald den kleinen Tümpel, bald die Wiese an, auf der die Kühe sich vielfach verewigt hatten.

Dann drehte er dem allen den Rücken und ging schleppenden Schrittes wieder dem Hause zu, wo inzwischen sein Junge angekommen war und das Pferd ausspannte. Er hatte die Kartoffeln gut verkauft und brachte allerhand aus der Stadt mit. —

Nach der Abendsuppe setzten sich Vater und Sohn hin und rechneten langsam und bedächtig, bis alles in Ordnung war.

Ehe der Alte, als die Nacht gekommen war, sich schlafen legte, sagte er zu seinem Jungen:

— Um halbig ſeſſe ſpann den Wagen an, ick mött tor Saline Solt holen for't Vieh.

— Js gaud, Vadder.

Die Nacht ſchlief der Alte unruhig, die Mutter hörte ihn ſtöhnen und im Halbſchlafe reden, und ganz früh war er ſchon draußen, fuhr den Richteweg über die Kuhweide, wo er einen Augenblick an dem Tümpel anhielt. Dann ſchnalzte er mit der Zunge, gab dem Braunen einen vertraulichen Hieb und fuhr in den friſchen Morgen hinein.

*

— Nanu Vadder Ohlmers, gliek drei Sack up een Mal, fragte der Submeiſter.

— Jo Meeſter, dat is een afmaken, ick bruk dat nich alleene, ick mött wat davon afgeven.

— Wo geiht et denn füſſ?

— Makt feck, wi könnt nich klogen.

— Schön Gruß an Mudder Ohlmers!

— Will ick wull beſtellen.

*

Zwei Tage ſpäter hielt eine Art Jagdwagen vor dem Ohlmersſchen Hauſe und zwei Herren kamen mit

der Bitte, ob ſie ſich nicht ein paar Proben nehmen könnten aus dem Brunnen, wie auch aus dem nahen Teiche; es finde eine Unterſuchung des Waſſers in der ganzen Gegend ſtatt.

Mutter Ohlmers war allein zu Hauſe, und wollte zu Anfang nicht recht.

Da mußte ſie erſt ihren Mann fragen, aber ſchließlich that ſie ihnen doch den Gefallen, ließ den Eimer in den Ziehbrunnen und ſchüttete ihnen davon in die Röhrengläſer, die ſchon mit Papieretiketts beklebt waren.

Zur Kuhweide zeigte ſie ihnen den Weg. Da mochten ſie ſich ſo viel Waſſer holen, wie ſie wollten, das war blos für die Kühe.

So machten ſie ſich denn auf den Weg und kamen nach ein paar Minuten zurück, bedankten ſich, und dann fuhren ſie mit ihrem Wagen weiter.

*

Als ſie am Abend ihrem Alten, als er vom Felde zurückkam, von dem Beſuche erzählte, nickte er blos und ſagte ganz kalt:

— Pottkiekers! . .

Damit war die Geſchichte abgethan.

*

Als Ohlmers ein paar Tage ſpäter ſeine Kartoffeln rodete, ſah er, wie ſich einer am Teiche zu ſchaffen machte, und gebückt an mehreren Stellen Waſſer ſchöpfte.

Die Gläſer barg er in einer grünen Botaniſiertrommel, ſah ſich ein paarmal um und ging dann mit ſeinem Schmetterlingsnetze in der Hand wie harmlos weiter.

Ohlmers grinſte über das geheimnisvolle Gethue, ſah dem Herrn vergnügt nach und machte ſich wieder an die Arbeit, die Kartoffeln auszuroden, die von der Frau aufgeleſen und von dem Jungen mit der Magd in hohe Säcke gefüllt wurden.

*

— Sagen Sie mal Vadder Ohlmers, wie is denn das? Möchten Sie nicht Ihre Kuhweide verkaufen.

— J bewohre, dä bruk ick doch for mine Käuh.

— Sie haben doch aber drüben nach Benthe zu noch große Wieſen.

— Jo, wenn Sei dä willt, dä könnt Sei kreegen.

— Das geht nich. Es is nämlich ne Geſellſchaft, die wollen ihre Pferde, die pflaſtermüde geworden ſind, hier heraus ſchicken, und grade Ihr Stück Kuhweide liegt denen ſo günſtig.

— Do kann ick nich helpen, ick bruke miene Wieſen ſülvſt . .

— Aber man wird Ihnen einen guten Preis zahlen, fünftauſend Thaler.

— Nee, und wenn Sei teinduſend gewen, dat geiht nich.

— Na alſo, zehntauſend Thaler.

— Nanu? . .

— Ja, ſo weit habe ich Auftrag. Den Herren liegt daran, ſo dicht an der Chauſſee und doch abgelegen, da die Wieſe im Thal geſchützt iſt.

— Teinduſend Dhaler? — Nee, ſülvenſt nich for teinduſend.

— Ja, Ohlmers! was fällt Ihnen denn ein. Die Geſchichte iſt ja keine zweitauſend wert. Ich wette. Ihr Vater hat keine dreihundert dafür gegeben.

— Ick weit dat nich, aber ick glöwt ook nich.

— Na alſo.

— Nee, nee, dat is mi all eins. Uns Käuh ſünd do nu all ſöstig Jahr rupgahn, und darbi blivt dat ook.

— Aber Menſch, zehntauſend Thaler, das iſt doch ein Vermögen.

— Dat glöv ick; blot um en paar Peere up dä Weide tau ſchicken. Is dat denn ook wahr?

— Wenn ich es Ihnen doch ſage.

— Son Peerd hat dat doch veel beeter as unſeeins, dat ſchall wull ſo weſen.

— Ja, die Leute können ſich das leiſten, die haben einen rieſigen Pferdehandel.

— Dat möt nich angenehm ſien, ſo veel Peere ſo dichte bi. Düt ſteiht meck nich an . . .

— Aber ich bitte Sie Ohlmers.

— Nee, nee!

— Beſprechen Sie es mal mit Ihrer Alten.

— Dat kann ick jo . .

— Und übermorgen komm ich wieder vor.

— Wenn Sei dat Spaß makt, aber ick glöve, Sei könnt dat ebenſo gaut blieven laten.

— Beſchlafen Sie es mal. Das iſt doch verflucht kein Pappenſtiel; wer weiß, ob Ihnen das in hundert Jahren wieder geboten wird.

— Ick bruk dat Geld nich.

— Na hören Sie, da muß ich mal mit Ihrem Sohne ein Wort ſprechen.

Damit ſchüttelte der Agent ihm die Hand und ging aufs Feld, um ſein Glück bei dem jungen Ohlmers zu verſuchen.

*

Die Alte war ganz aus dem Häuschen.

Was? Zehntauſend Thaler? Und er griff nicht mit beiden Händen zu? —

Nee, unner twölfe nich! eigentlich wollte er fünfzehn haben, aber zwölfe waren genug; nur ſollten ſie erſt zappeln.

Der Sohn wie die Alte redeten auf ihn ein. Ob er denn verrückt ſei? — Die Wieſe mit dem Sumpftümpel war keine zweitauſend Thaler wert, keine tauſend, wenns drauf ankam.

Er aber ſchüttelte den Kopf. Sie ſollten ſich nur keine Sorgen machen.

Er behielt auch recht. —

Am nächſtfolgenden Tage war der Agent ſchon wieder da mit einem Herren Kuhlemann, den er als den Käufer vorſtellte.

Sie gingen zu der Wieſe hinaus, ſchritten das Grundſtück ab, prüften den Boden und Graswuchs, und ſchließlich bot man Ohlmers zwölftauſend Thaler.

Er kratzte ſich den Kopf, überlegte die Sache hin und her, bis der Herr ſagte:

— Na, wenn Sie durchaus nicht wollen, zwingen zu Ihrem Glück können wir Sie nicht.

Da meinte Ohlmers endlich, er wolle ſich die Sache bis morgen mittag überlegen.

Am andern Mittag kam noch ein dritter Herr mit, der Notar.

Es wurde nochmals alles durchgeſprochen, und dann fragte Ohlmers:

— Alſo to ner Weide for dä Peere willt Sei dä Wieſen hebben.

— Ja.

— Ick dachte ſchon, Sei wern von dä niege Geſellſchaft, dä na Solt ſäukt.

— Wie kommen Sie denn darauf?

— Ick meinte man ſo, denn hier is keen Solt tau finnen. Up mien Grund un Boden nich, dat weit ick. Wenn Sei alſo dat Stück for dä Peere hebben wollt, dortau is et jo gaut.

— Wir werden ja ſehn.

— Jo, wenn et denn ſo ſien ſall, denn willt wi man bi twölfduſend ſtahn bliewen. Dat is jo en ganz ſchönet Stücke Geld.

— Das wollte ich meinen! Alſo können wir die Sache aufſetzen laſſen und feſt machen, nicht wahr?

*

Als er ſein Geld in der Taſche hatte und alles unterſchrieben war, fragte Ohlmers nochmals:

— Alſo ne Peerekoppel ſchall dat wern, na is man gaut, denn willt wi mal ſeihn, wat darut ward.

Die Herren lachten, und Kuhlemann, der das Grundſtück gekauft hatte, ſagte ſchmunzelnd:

— Na, Herr Ohlmers, darüber zerbrechen Sie ſich nur nicht den Kopf, denn nu können wir ja mit der Wieſe machen, was wir wollen.

— Gewiß doch! Dat könnt Sei, wull, wull! nu geiht meck dat nix mehr an; ick dachte man ſo, wenn Sei verlicht meinten, do wäre doch Solt, aber nu . .

— Adje Herr Ohlmers!

— Adje ook die Herren! —

*

Die Felder waren alle leer, und die Kühe blieben jetzt im Stall oder wurden auf eine kleine, eingezäunte Koppel getrieben.

Eines Tages kamen mehrere Wagen mit Brettern an, die hart neben dem kleinen Teiche abgeladen wurden; dann kamen Arbeiter und errichteten ein paar Holzhütten. Allerhand Werkzeuge, Röhren, Pumpen und Geſtänge wurden hergefahren, und Ohlmers, der alle Tage vorbeiging, ſah ſich das mit Gemütsruhe an.

Ein Turm wurde errichtet, genau wie die viereckigen Türme über den Bohrlöchern, — aber von Pferden war außer den Tieren vor den Wagen noch immer nichts zu ſehen.

Dafür pruſtete eines Tages eine Dampfmaſchine ihren weißen Rauch in die Luft und pumpte das Waſſer aus dem Teiche heraus. Allerhand geheimnisvolle Verſuche wurden in der Bude angeſtellt, und eines Tages, als der Tümpel am Tage zuvor leergepumpt war und nun friſches Quellwaſſer nachlief, ſtand Ohlmers gegen Abend mit ſeiner Pfeife im Munde neben dem Tümpel, wo die Erlenbüſche abgehackt waren, und ſah dem Treiben in Gemütsruhe zu, als der neue Herr Kuhle-

mann aus einer der Buden herauskam mit ziemlich verärgertem Geſichte.

Ohlmers rückte an ſeiner Mütze.

— Klares Waſſer, ſagen Sie, fragte der Herr jetzt den Ingenieur, der hinter ihm herkam.

— Ja, auch nicht eine Spur von Salz, ein klein wenig eiſenhaltig, ſonſt das klarſte und beſte Trinkwaſſer von der Welt.

— Und bei den Bohrverſuchen?

— Auch nichts, nur Sand und Mergel.

— Das iſt ja nicht zu glauben.

— Wir wollen noch einmal den Verſuch machen.

— Da iſt ja der frühere Beſitzer.

— 'n Tag, Herr Ohlmers!

— 'n Tag ook! dä Herren!

— Wiſſen Sie, Herr Ohlmers, mir ſcheint, Sie haben ein glänzendes Geſchäft beim Verkauf dieſes Sumpfes gemacht.

— Ick verſtah Sei nich, Herr; ick möt mi man wunnern, wo denn eigentlich dä Peere bliewen, dä Sei hier rut ſchicken wullt.

— Ach was, Pferde!

— Is dat nix mit dä Peere?

— Gott bewahre, wir ſuchen hier doch Salz.

— So, ſo! nu kiek eins.

— Aber nun ſcheint's Eſſig zu ſein.

— So, ſo! Sei finnen wull nix?

— Nein.

— Dat hev ick Sei doch gliek ſeggt. Up mien Grund un Boden giebt et keen Solt.

— So, und der See da? — In der ganzen Umgegend war kein Waſſer ſo ſalzhaltig.

— Jo, Herr, dat ſchall wull weſen! dat härr ick Ihnen gliek ſeggen könnt.

— Na alſo! aber jetzt, wo wir das alte Waſſer ausgepumpt haben, iſt keine Spur von Salz mehr zu finden.

— Jo, Herr — ſagte Ohlmers und huſtete vor Lachen, — dat möt woll ſo ſien. Woher ſchall dat Solt denn ook herkamen? . .

— Was meinen Sie damit?

— Dat Solt do in den Water was doch ut dä Saline.

— Herr! . .

— Wat gievt denn? .. Dä Käuh, dä ſupet dat ſo bannig giern, un da hevt wie von Tieb to Tieb ſon lüttjet Schaff voll Solt in den Teich rinſmetten.

— Herr, — ſchäumte nun Kuhlemann auf, — das iſt ja gemeiner Betrug, Sie ſind ja ein Schwindler!

— Wat bün ick? .. wat? .. en Bedrieger un Swindler ſchall ick ſien? Dat willt wie erſt mal ſeihn. Sei hevvet dat hürt, Herr Inſchenör, dat hei meck Bedrieger ſchimpt hätt. — Dat willt wie ja mal ſeihn. Da gah ick gliek morgen to mien Afkaten; dat kümmt Sei aber düer to ſtahn, Herr. Paſſen Se mal up.

— Man zu, Sie haben uns beſchwindelt! ſchütten Salz in das Waſſer; und wir ſind ſo dumm und zahlen Ihnen zwölftauſend Thaler für dieſe Dreckpfütze.

— Ick hevt Sei dä Weide jo nich gewen wullt. Wat hevvet Sei denn ſeggt? — Sei wullt dä Wieſen for dä kranken Peere. Ick hew Sei fragt, un da ſünd ehrer veir Herren, dä könnt dat betügen, ick hew ſeggt: dar gievt et keen Solt up mien Grund un Boden. Sehn Se, nu ſwiegen Sei ſtill! Hevv ick dat ſeggt oder nich? — Dreimol hevv ick fragt, ob Sei ook nich gar Solt ſäuken — aber nee, ümmer for ne Peere-

koppel. Dä Herrn in dä Stadt wern Sei jo bewieſen, ob Sei Swindler tau meck ſeggen dörpt. Wenn Sei Solt fünnen wullt, denn ſegget Sei dat doch! — aber Sei hevvt dat ümmer affworen. Nu ſittet Sei drin; un mit den Bedrieger, da gah ick morgen to mien Afkaten . . .

— Augenblicklich gehn Sie von meinem Grund und Boden, oder . . .

— Ick bün ſchon dorbie. Man ſachte, Herr! man ſachte! man nich en ihrlichen Minſchen ſo ſchimpen.

Die Pfeife ſchief im Mundwinkel, die Hand in der Hoſentaſche ging Ohlmers bis an den Weg. Dann drehte er ſich um, und ſah, wie Kuhlemann ſinnlos ſchrie und gegen einen Arbeiter, der ihm in den Weg lief, faſt thätlich geworden wäre.

Ganz phlegmatiſch ging er nach Hauſe, ſagte kein Wort und fuhr am andern Morgen zu ſeinem Advokaten, um Herrn Kuhlemann wegen Beleidigung verklagen zu laſſen.

*

Wieder ſaß der Agent beim alten Ohlmers in der niederen Stube und redete auf ihn ein.

Aber Ohlmers wollte von nichts wiſſen.

Nee, er nahm die Klage nicht zurück. Was denn? er hatte gefragt: ob ſie auch nicht nach Salz ſuchen wollten, und das hatten ſie immer abgeleugnet und ihm von einer Pferdeweide erzählt, und nun ſollte er ein Schwindler und Betrüger ſein? — Nee, davor mußte Herr Kuhlemann ins Gefängnis, anders that es Ohlmers nicht; aber ſchließlich gelang es dem Agenten doch, ihn zu beruhigen. Er gab ihm ja alles zu. Als Zeuge vor Gericht mußte er ihm ohne weiteres beiſtimmen, aber es handelte ſich doch jetzt darum, die Sache in Güte beizulegen.

Das Grundſtück war für die Geſellſchaft völlig wertlos. Kein Menſch zahlte auch nur tauſend Thaler dafür. Völlig abgelegen, war es nur für einen Bauern aus nächſter Nähe verwendbar.

Wollte er es nicht zurück kaufen? Für neuntauſend ſollte er es haben; dann hatte er ſein Grundſtück wieder und glatte dreitauſend Thaler verdient.

— Nee, wat ſchall ick denn damit anfangen? .. For

unſe Käuh is dä lüttje Wieſen groot genaug. Wie willt ganich wedder ſo veel Vieh anſchaffen.

— Na, was wollen Sie denn geben? Ich bitte Sie, bedenken Sie die Koſten der Leute; das ganze Geld iſt ja für die Geſellſchaft einfach verloren.

— Nee! . . . wer meck Bedrieger un Swindler ſchimpt, mit den will ick nix to dhaun hebben.

— Aber ich bitte Sie, Ohlmers, ſagen wir alſo ſechstauſend. Ich glaube, ſolch ein Geſchäft hat noch keiner vor Ihnen hier in der Gegend gemacht.

— I nee, dat möt Sei doch ſülvenſt ſeggen, dat büſchen Wieſenland is ſiene fifteinhundert Dhaler wert, mehr aber nich.

— Mit Ihnen iſt nichts anzufangen.

— Davor kann ick doch nix. Erſt lopet Sei einem dat Hus inn, dat man Sei dat Stück Land gievt, un nu ſettet Sei einen noch ſlimmer tau, dat man et wedder taurügge nümmt. Sei ſünd doch gar tau komiſche Minſchers.

*

Sechs Wochen ſpäter erklärte ſich Ohlmers bereit, die Beleidigungsklage zurück zu nehmen; und für zweitauſend Thaler kaufte er auch das Stück ſumpfigen Wieſenlandes wieder.

Am Abend ſaß er mit Frau und Sohn bei der Kerze und rechnete aus.

— Een Sack Solt mackt eenen Dahler,
dä Wieſen verköpt for twölfduſend Dahler,
dä ſülvigte Wieſen geköpt for tweeduſend Dahler,
dat makt teinduſend Dahler weniger einen.

Und dann ſahen ſie ſich lachend an, und der Sohn ſchlug dem Vater auf die Schulter und ſagte:

— Vadder, du büſt doch en Dübelskierl, du härreſt mötten Afkat wern.

— Jo, min Söhn, en betten kläuker as wie du is ja dien Vadder; aber dat ſchadt nix; nu kannſte dä Marie friegen, wen de wutt; düt hier, dä teinduſend ſünd dien Hochtiedsgeld; man den eenen Dahler vor den Sack Solt, den mötſt du mi erſt rut gewen, dat de Rechnung ook ihrlich un klor is. —

Die Leiche.

— Frau Oberin, meine Hochachtung, ſo tadellos wie bei Ihnen alles in Ordnung gehalten wird, das iſt bewunderungswürdig, und bei dieſer Fülle kranker Kinder. Wie geſagt, das iſt eine Freude.

— Aber ich bitte, Herr Profeſſor, dazu gehört wirklich nichts.

— Oh doch, ich weiß. Kinder machen doppelt ſo viel Arbeit als Erwachſene; und dann iſt Ihr Garten einfach herrlich, die Wege ſo ſauber geharkt und der Raſen in einer Weiſe gepflegt, eine wahre Freude.

— Ja, von dem faulſten Weſen, das einſt unter der Sonne den Mund nur zum gähnen und zum eſſen aufgethan hat, wenn was zu eſſen da war.

— Wie? Ihr Gärtner, dieſer fleißige Menſch ...

— Ja, war einſt das faulſte Geſchöpf, das Sie ſich denken können.

— Wer, der Mann, der da unten . . .

— Ja, meine Leiche war ein Faultier ohne gleichen.

— Ihre . . .? wie ſagten Sie? . .

— Erſchreckt Sie das? — Doch nicht? — Sie haben ganz recht gehört: meine Leiche!

— Ihre Leiche? —

— Ja doch, und jetzt giebt es keinen Menſchen in der ganzen Anſtalt, der fleißiger iſt, keinen, der mit größerer Liebe ſeiner Arbeit nachgeht.

— Aber, wie iſt das möglich?

— Ich habe mir meine Leiche eben erzogen.

— Ihre Leiche erzogen? Aber was hat es nur mit dieſer ſeltſamen Bezeichnung für eine Bewandnis? —

— Sehen Sie ſich ihn an, iſt er nicht ein Bild der Geſundheit?

— Freilich.

— Und dabei habe ich ſeine Bekanntſchaft als Leiche gemacht.

— So war er ſcheintot?

— Alſo hören Sie: das iſt jetzt bald zehn Jahre her, zur Zeit, als an dieſe Anſtalt noch nicht zudenken war, und ich mich noch der privaten Krankenpflege widmete.

Von einem Vereine für verschämte Arme erhielt ich zuweilen Aufträge, zu recherchieren; denn wahre Armut versteckt sich oft so scheu, daß sie kaum aufzufinden ist. Meist hört man erst davon, wenn es zu spät ist. Das aber sollte verhindert werden.

So war ich auch zu einer Frau Pietsch gekommen, die im Hinterhause der Steinmetzstraße in einer Kellerwohnung hauste, in die nur selten ein Lichtstrahl drang. Mit zwei Kindern lebte sie da; der Mann war auswärts auf Arbeit und schickte ihr, was er erübrigte, und das war nicht eben viel.

Sie hatten nur das allernotwendigste, und die Frau schimpfte beständig auf ihren Mann, den sie mit allerhand lieblichen Beinamen belegte, wie sie nur einem verärgerten Weibe einfallen können.

Von dem Manne bekam ich kein sonderlich gutes Bild. Er war hauptsächlich fortgegangen, um von der zänkisch veranlagten Frau loszukommen. Liederlich schienen sie alle beide zu sein; aber der Frau wurde um der Kinder willen geholfen, die noch klein waren und denen das notwendigste abging.

Zweimal war ich schon bei ihr gewesen, und Frau

Pietſch hatte mir ſchrecklich vorgeklagt, wie kläglich es ihr gehe. Der Mann verdiente ſchlecht und ſchickte höchſt unregelmäßig. Sie ſelbſt ging in Aufwartung, aber das eine kleine Mädchen war krank geworden, ſie hatte ihre Stelle nicht immer pünktlich verſehen können, und ſo hatten die Leute ſie entlaſſen.

Sie hauſten in einem Keller des Hinterhauſes. Ein paar Stufen führten zu einem ſtockdunklen Gange, und wenn man endlich in der ſogenannten Wohnung war, ſah man alles nur im Halbdämmer, denn vor die niedrigen Fenſter hatte ſie ein paar alte Schürzenlappen gehängt, damit man vom Hofe aus nicht zu neugierig in ihre Wirtſchaft hineinſehen konnte. —

Es war bereits dunkel geworden und draußen regnete es, als ich in dieſe Maulwurfshöhle hinabkletterte. Ich hatte ſchon zwei Tage früher kommen wollen, aber Frau Pietſch hatte mir geſchrieben, mit ganz anſtändiger Schrift, daß ſie eine Waſchſtelle habe und erſt Sonnabend abend gegen ſieben zu Hauſe ſei.

Grade hatte es ſieben geſchlagen, als ich mich die Kellertreppe hinuntertaſtete. In dem dunklen Kellergange brannte kein Licht. Für die drei Familien, die hier

hauſten, war das nicht nötig. Ich wußte, daß es die zweite Thür auf der rechten Seite war, und taſtete mich an der kalten Mauer hin. Zwiſchen den Ritzen der erſten Thür ſah man einen ſchwachen Lichtſtreifen. Nun ſtand ich vor dem richtigen Eingange und klopfte. Erſt blieb alles ſtill, dann raſchelte es im Zimmer, und nun wurde die Thür ein wenig geöffnet, und Frau Pietſch ſteckte ihren Kopf heraus.

Im nächſten Augenblicke begrüßte mich ein ſchreckliches Jammern und Wehklagen, ein weinerliches:

— Ach du lieber Jott, ach du lieber Jott!

— Aber Frau Pietſch, was iſt denn? fragte ich.

Sie ſchlug nur die Hände vor das Geſicht und hörte nicht auf mit weinen.

Auf einer Kommode ſtand eine Petroleumlampe, über deren geborſtene Glocke ein Stück braunen Papiers als Schirm gehängt war, ſodaß man vom Zimmer kaum etwas erkennen konnte.

In der dunkelſten Ecke ſtand das Bett.

— Ach mein Mann, mein Mann! ach Jott, ach Jott!

— Aber Frau Pietſch, was iſt denn?

— Jeſtern abend is er zurückjekommen, und . . .

— Nun, und? iſt er krank?

Ich blickte nach dem Bette hin, wo mir etwas zu liegen ſchien. Da brach ſie in krampfhaftes Schluchzen aus und rief:

— Er war krank, un heite nachmittag is er jeſtorben.

— Aber Frau Pietſch.

— Da liegt er nu, un keen Pfennig Jeld im Hauſe, ach, ich weeß ja janich wat wir machen ſollen . . .

Ich war einen Schritt zurückgetreten, aber nun ſagte ſie:

— Jehen Sie ruhig hin, da liegt er.

Und ſie hob die Decke ein wenig. Ich ſah ein gelbes Geſicht und einen ſtruppigen Bart. Dann deckte ſie das Tuch raſch wieder drüber, und zog mich fort.

— Ihn jraut woll, na denn kommen Se man.

Ich hätte mir den Toten gern näher angeſehen, aber ſchon führte ſie mich hinaus bis an die Kellertreppe, und ganz leiſe jammerte ſie:

— Nu is et ſchon det beſte, man hängt ſich uff.

— Nein Frau Pietſch, haben Sie keine Sorge, wir

werden Ihnen helfen. Was ich thun kann, ſoll geſchehen. Sie brauchen gewiß gleich Geld.

— Ach Jott ja. Det koſt't ja ſo ville ſonne Beerdijung.

— Hier, nehmen Sie erſt mal.

Und ich ſchüttete einfach mein Portemonnaie aus, ein Goldſtück war auch darunter.

— Vorläufig erſt mal, morgen kriegen Sie mehr.

— Ach Freilein, der liebe Jott ſoll es Ihnen lohnen. Wenn wir Ihnen nich hätten! ach Jotte doch —

Und ſie küßte mir die Hand.

— Ich komme morgen wieder.

— Ach ja Freilein, dhun Sie det.

Und haſtig ging ich. Die Leiche, die ich eben geſehen hatte, war mir doch graulich. Vielleicht weil es ſo unvermutet kam, und ich die Perſon bei Lebzeiten nie geſehen hatte, denn eigentlich ſollten wir dran gewöhnt ſein.

Kaum war ich ein Stück auf der Straße, da fiel mir ein, daß ich meinen Schirm hatte ſtehen laſſen, einen neuen ſeidenen, den ich erſt vor vierzehn Tagen gekauft hatte. Erſt mußte ich noch eine Beſorgung

machen, dann ging ich zurück. Je länger der Schirm da in dem Keller, wo die Leiche war, ſtand, um ſo unangenehmer wäre es mir geweſen.

Ich würde aber ſchon einen Jungen finden, den ich hinein ſchicken konnte, um den erneuten Jammer von Frau Pietſch nicht mit anhören zu müſſen.

Aber als ich an dem Hauſe war, ſah ich keinen Menſchen. Dazu fing es an zu regnen, und meinen Schirm mußte ich haben. Ich mußte alſo ſelbſt dran glauben und ging die Kellertreppe hinunter. Grade als ich leiſe anklopfen wollte, wurde die Thür ſtürmiſch aufgeriſſen und Frau Pietſch ſtand vor mir, einen Korb in der Hand, ein Umſchlagetuch um die Schultern. Meine Blicke flogen zuerſt nach dem Bette hin, zu der Leiche; aber das Bett war leer, die Decke zurückgeſchlagen, und es ſaß jemand im Zimmer, am Tiſche.

Ich ſchrie auf, und auch Frau Pietſch ſchrie auf.

Der Mann am Tiſche, der eine große Weiße vor ſich hatte, fuhr unmutig auf.

Das gelbe Geſicht mit dem ſtruppigen ſchwarzen Barte! —

Die Leiche ſaß da am Tiſche vor einer großen Weiße und rauchte eine abſcheulich duftende Cigarre. —

So ſtanden wir eine ganze Weile; ich ſprachlos und Frau Pietſch ganz vertattert.

Da that die Leiche endlich den Mund auf und fragte ſo recht ſchnuppig:

— Nanu! wat is denn? — Wat wolln Se? wat jiebt's denn? —

Vorläufig ſank ich erſt mal auf einen Stuhl. Dann hatte ich die Empfindung, wenn ich jetzt Krach machte, wie ſich das gehörte, dann bringen dich die beiden einfach um.

Aber da hatte Frau Pietſch ihren Korb ſchon hingeſtellt und ſchluchzte und bettelte: ich ſolle ſie doch man blos nich unglücklich machen; ihr Mann ſei wirklich krank geweſen. Er hatte ſeine Beſchäftigung verloren, war geſtern nach Berlin gekommen, ohne einen Pfennig, die Kinder gingen zur Volksküche, ſonſt hätten die auch nicht mal was, und nun hatten ſie nichts, kein Stück zum verſetzen, keine Möglichkeit was zu verdienen; ſie hätten einfach verhungern können. In drei Tagen war der Erſte, und der Wirt ſetzte ſie auf die Straße, wenn ſie nicht bezahlten.

Und weil sie wußten, daß wir nie baares Geld gaben, hatte ihr Mann erklärt, sie solle nur sagen: er sei tot; dann kriegten sie vielleicht ein paar Groschen; wie ja das nun auch eingetroffen war. —

Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand; ich starrte bald den Mann an, bald das Bett, wo die Leiche gelegen hatte.

Und schließlich ging ich, nachdem ich fast zum zweiten Male meinen Schirm vergessen hatte.

Frau Pietsch wollte mir das Geld wiedergeben, es fehlten bis jetzt blos sechzig Pfennig dran. Aber, sagte sie, dann bliebe ihnen nichts übrig, als sich mit ihren beiden Kindern umzubringen. Und wenn ich sie anzeigte, würden sie es gewiß nicht überleben. Sie wollten es auch ganz gewiß abbezahlen. Ich sollte sie blos nicht ganz unglücklich machen. —

Ich habe sie denn auch nicht unglücklich gemacht.

Als ich zu Hause war und ruhiger geworden, dachte ich über alles nach. —

Dem Manne verschaffte ich Arbeit, ebenso der Frau, und sie mußten ihre Schuld abtragen. Dafür habe ich den Kindern dann ein Sparkassenbuch angelegt.

Dann kriegte ich hier das Kinderheim, und da habe ich mir die Familie Pietſch herübergeholt.

Den Monſieur Pietſch, den habe ich mir erzogen. Wenn er anfangs mal nicht parieren wollte, brauchte ich ihn nur an die merkwürdige Leichengeſchichte zu erinnern. Das half gleich.

Der Mann war völlig verbummelt, aber das habe ich ihm abgewöhnt, und zwar gründlich. Ich hätte gar keine beſſere Wahl für mein Kinderheim treffen können: das war ſo was für den Herrn Pietſch, den großen Mann ſpielen, als Portier und Faktotum für alles. Und Sie ſehen ja, wie recht ich behalten habe.

Die ganzen Jahre über iſt es gut gegangen; ich bin ſehr zufrieden mit meiner Leiche und hoffe es zu bleiben, bis einmal aus der Komödie, mit der ſie mich damals überliſten wollten, bitterer Ernſt werden ſollte; was hoffentlich uns allen, mir wie allen Kindern, die am alten Pietſch hängen, der rührend gut zu ihnen iſt, noch recht lange erſpart bleibt.

Der Erſte.

Die letzten Leidtragenden verschwanden an einer Biegung des Weges. Ich hatte der Verstorbenen, als der Frau eines lieben Freundes die letzte Ehre erwiesen, und hatte nun noch das Grab eines Kollegen gesucht, den wir im Frühjahr hier herausgetragen hatten, mitten heraus aus den Anfängen eines nach langen Kämpfen aufdämmernden Ruhmes.

Ich ging zurück nach der Stelle, wo die Arbeiter noch beschäftigt waren, die Erde einzuwerfen; selbst der Gatte war an der Seite des Pastors als einer der ersten fortgegangen. Da sah ich, wie die Totengräber die Schaufeln wegwarfen und nach einem anderen Platze gingen, wo sie eine neue Gruft herzurichten hatten.

Ich warf im Vorbeigehen einen Blick in das halbzugeschüttete Grab, als ich neben mir ein tiefes Aufatmen hörte.

Die Dämmerung brach ein; die Trauerweiden winkten mit ihren lang herabhängenden Armen, von denen die Blätter gelb und welk fielen; dunkel hoben ſich mit ihrem ſchwärzlichen Grün die Pyramiden der Lebensbäume, und der letzte rote Schein der bereits untergegangenen Sonne verblaßte am Himmel.

Ich ſah mich um: Ein Mann ſtand neben mir, den Hut vor das Geſicht haltend. Er kam mir bekannt vor, nur wußte ich nicht gleich, wo ich ihn hinthun ſollte, bis er aufſah und mich voll anblickte. Da erkannte ich ihn.

Wie er mir jetzt die Hand hinſtreckte, fiel mir auch ſein Name ein. Er beſaß eine bekannte Druckerei, und ich hatte einmal mit ihm zu thun gehabt.

Seine Augen waren feucht, er fuhr ſich über das Geſicht, ſtarrte in die halbzugeſchüttete Grube und ſagte dann:

— Es ſind ihr ſo viele gefolgt, aber ich habe nicht den Mut gefunden, mich unter das Trauergefolge zu miſchen. Da drüben hinter einem Steine habe ich gewartet und von ferne zugeſehen, wie man ſie begraben hat.

Ich sah ihn erstaunt an, welche Beziehungen ihn mit der Frau verknüpft haben mochten; und wenn es der Fall gewesen, weshalb er sich dann abseits gehalten.

Er mußte wohl die Frage in meinen Zügen lesen, denn er sagte, fast ein wenig lächelnd, so unendlich bescheiden:

— Sie war einmal meine Frau. . .

Ganz erstaunt sah ich ihn darauf an.

Ich hatte wohl gehört, daß Frau Agnes schon einmal verheiratet gewesen, aber ich wußte nicht mit wem, und war ganz erstaunt, daß dieser stille, bescheidene Mann der erste Gatte dieser so eleganten Weltdame gewesen war. Nun sah ich ihn mit ganz anderen Augen an.

Das also war ihr erster Mann.

Mitten in der Stadt, in der engen Straße, wo vom Hinterhause der Fabrik her das stete Stampfen der Maschinen dröhnte, hatte sie einmal gelebt. Das alte, fast baufällige Haus paßte freilich schlecht zu ihrer vornehmen Erscheinung; ganz anders die vornehme, moderne Villa, in der sie das letzte Jahrzehnt ihres Lebens zugebracht hatte.

Nun brauchte sie sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wie sie für ihre beiden großen Feste in der Saison neue Ueberraschungen finden mochte, diese Feste, die über die Reichshauptstadt hinaus berühmt waren, weil sie jedesmal etwas ganz originelles brachten. Ihre Toilettensorgen, die einzigen, die sie wahrscheinlich hatte, quälten sie nun auch nicht mehr.

Und das war so schnell gekommen, unerwartet für ihre vielen Freunde. Sie hatte ein wenig gekränkelt und über ihr Herz geklagt, aber da lächelten alle nur. Allein bald stellte es sich heraus, daß es keine Krankheit war, über die man ein paar Witze machen konnte. Kaum vierzehn Tage lag sie da machte ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende.

Noch klang uns allen ihr liebenswürdiges Lachen in den Ohren, wir hörten noch das Rauschen ihrer oft ein wenig phantastischen, aber immer dabei vornehmen Gewänder; und heute lag so viel Anmut unter der gelben Erde vor uns.

— Sie war einmal meine Frau, wiederholte der Mann neben mir. Und heute habe ich dort hinten am Grabe unseres Kindes gesessen, und habe mich nicht

hervorgetraut, als ob ich Unrecht gethan, und doch iſt mir nur immer Unrecht geſchehen.

Er ſchwieg, und der gelbe Sand rieſelte vom Winde getrieben in die offene Gruft.

Er ſah mich an und ſprach weiter:

— Ja, wir hatten ein Kind, ein ſüßes, kleines Mädchen; aber ehe es zwei Jahre alt war, ſtarb es uns eines Nachts, als wir beide in Geſellſchaft waren. Ich wollte daheim bleiben bei dem kranken Kindchen, aber ſie duldete es nicht. Ich mußte mit, — und als wir in der Frühe heimkamen, da ſchlief die Wärterin und das Kind war tot. — Damit fing es an. Ich konnte mich nicht halten; und in meinem Schmerz machte ich ihr bitterere Vorwürfe, als ſie verdient haben mochte. Aber ich konnte mich nicht beherrſchen, und ich klagte ſie an. — Kein Wort erwiderte ſie mir; aber von dem Tage an wurden wir uns fremd und fremder, bis wir uns gar nicht mehr verſtanden. Da drüben iſt das kleine Grab, an der Mauer, und noch zwei Stellen ſind da, eine für mich, und wie ich damals dachte, die andere für ſie.

Nun haben ſie ſie hier gebettet, ſo allein unter lauter Fremde, die die Geſelligkeit ihrer Freunde ſo liebte.

Als damals der andere kam, von dem ſie glaubte, daß er ſie beſſer verſtand, als wie ich, — da fühlte ich, daß ſie ſich irrte, da hätte es nur eines Wortes von ihr bedurft, und alles wäre wieder gut geweſen, denn ich habe ſie immer geliebt, immer, und werde nur ſie lieben. Nur ich finde nicht die rechten Worte, ich kann es nicht ſagen. Ich habe mich immer ſo geſchämt von meinen Gefühlen zu ſprechen, als ſei es ein Unrecht. Das hat ſie nicht verſtanden, ſie hat es gar nicht begriffen und mir nie geholfen. Sie wartete ſtets darauf, daß ich zuerſt etwas ſagen ſollte, während es doch ebenſo an ihr war, mir ein gutes Wort zu gönnen. Ich konnte ja nicht wiſſen, wie ſie ſich entwickeln würde. So wie ſie dann ſpäter geworden, kannte ich ſie nicht, und konnte mir das alles gar nicht vorſtellen; denn ich habe ſie in ganz kleinen, beſchränkten Verhältniſſen kennen gelernt, in einer kleinen Stadt, wo ſie als arme Waiſe bei Verwandten ſich im Hauſe nützlich machte. Ganz einfach und beſcheiden lebten wir anfangs in dem alten Hauſe, obgleich wir es uns beſſer einrichten konnten.

Aber ſie hatte ja nie einen Wunſch. Nie hat ſie mich um irgend etwas gebeten, nie auch nur das geringſte

verlangt. Sie ſchien mit allem zufrieden zu ſein. Und wenn das mit dem Kinde nicht gekommen wäre, ſtände ich wohl heute nicht ſo abſeits, ohne mehr ein Recht an ſie zu haben.

Das einzige Verlangen, das ſie je an mich geſtellt hat, der einzige Wunſch, den ſie je ausgeſprochen, das war jene Bitte, die ich anfangs gar nicht verſtand, die flehentliche Bitte:

— Gieb mich frei! —

Da zum erſten Male fand ich Worte, da ſagte ich ihr alles was ich dachte und empfand; aber nun war es zu ſpät. Nichts brachte ſie mehr von ihrem Entſchluſſe ab; und dieſe erſte Bitte mußte ich ihr endlich erfüllen.

Ich blieb allein, ganz allein! — Ich ſah ſie nicht wieder; aber ich hörte von ihr. Jahrelang war es, als lebten wir nicht in derſelben Stadt. Jahrelang kreuzten ſich unſere Pfade nicht. Dann ſah ich ſie eines Tages, als ich an der Oper vorbeiging. Sie ſtieg aus dem Wagen, ihre Schleppe ſtreifte meine Füße aber ſie bemerkte mich nicht.

Sie war allein; und ich wußte, daß ihr Mann

ſich ebenſo wenig aus Muſik machte, als ich ſeiner Zeit. Ich verſtehe wirklich nichts davon; ein einfaches Lied, ein Lied das ich kenne, ſagt mir unendlich viel, bewegt mich, rührt mich zu Thränen; aber dieſe moderne Muſik, dieſer melodieenloſe Lärm, dem kann ich keinen Geſchmack abgewinnen. Mit dem beſten Willen nicht.

Das hat auch mit zwiſchen uns geſtanden, weil ſie daraus die Berechtigung abzuleiten glaubte, auf mich herabzuſehen. Aber in ihrer neuen Ehe hat ſie kein größeres Verſtändnis gefunden, das weiß ich aus ihrem eignen Munde.

Denn im Sommer dieſes Jahres bin ich das erſte und letzte Mal mit ihr zuſammen getroffen, hier auf dem Friedhofe, drüben am Grabe unſeres Kindes, am Geburtstage der Kleinen.

Ich ſaß da und träumte, und dachte an die Mutter, die nun wohl das kurze Leben des Kindes ganz vergeſſen hatte, — da raſchelte es hinter mir; und als ich aufſah, ſtand ſie vor mir, ſehr verlegen und ganz erſchreckt; ſie wollte zurücktreten, aber da ſchloß ich ihr das Gitter auf, und zögernd ſetzte ſie ſich auf die Bank unſeres Erbbegräbniſſes. Die ganzen Jahre

hindurch war ſie der armen Kleinen nicht ſo nahe geweſen.

Wohl hatte ich ein paarmal Blumen auf dem Grabe gefunden, aber die lagen meiſt daneben, oder waren ſchon verwelkt, und irgend ein Verwandter mochte ſie hergetragen haben. An ſie hatte ich nicht gedacht.

Nun trug ſie eine Fülle von Blumen und einen Kranz in der Hand, den ſie wortlos auf das kleine Grab legte.

Still ſaß ſie da, den Kopf geſenkt und die Hände gefaltet im Schoße.

Ganz ſeltſam berührte mich das, wie nun die beiden Eltern, die ſeit Jahren getrennt waren, die nichts mehr von einander wußten, ſich hier am Grabe ihres Kindes trafen.

Wir wußten beide nicht, was wir mit einander reden ſollten, wußten nicht, wie wir uns anreden konnten, bis ich mir ein Herz faßte, und dann über meine Worte erſchrak, die mir ſo fremd klangen:

— Ich danke dir auch, daß du unſer Kind nicht ganz vergeſſen haſt.

Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte:

— Ich bin jedes Jahr hier geweſen, in jedem Jahre an dieſem Tage, und auch ſonſt noch, öfter. Ich habe ja nur dies eine Kind gehabt.

Da ſtreckte ich ihr die Hand hin, und ſie blickte auf und gab mir ihre Rechte, die ſie mir ließ.

Und dann fragte ſie:

— Biſt du noch böſe auf mich, daß ich dir einſt weh that? . .

Ich konnte nur den Kopf ſchütteln, denn ich fühlte, wie es mir die Kehle zuſchnürte.

Dann fragte ſie weiter:

— Und du biſt noch immer allein? Wenn doch das Kind am Leben geblieben wäre.

— Ja, ſagte ich, — dann wäre vieles anders gekommen.

— Ja, vieles! und vielleicht wäre das gut.

Da ſah ich ſie groß an, und mußte ſie fragen:

— Biſt du nicht glücklich? Haſt du nicht gefunden...

Sie lächelte ſo bitter ſchmerzlich:

— Glücklich? — was heißt das? — das Glück ſuchen wir wohl, aber finden wir es auch? . .

— Es iſt alſo nicht alles ſo, wie du es dir gedacht?

— Nein, vieles iſt anders; aber man muß zufrieden ſein.

— Man muß! ja; aber man kann nicht immer. Damals warſt du nicht zufrieden.

— Damals! Damals wußte ich nicht; ich kannte ja vom Leben ſo blutwenig.

— So würdeſt du heute anders denken und anders handeln?

— Wer kann es wiſſen? — Doch du, wie lebſt du?

— Still und allein, meiner Arbeit; nur habe ich niemand, für den ich arbeite.

— Niemand! wie traurig das iſt, und dabei giebt es ſo viele Menſchen, die nicht wiſſen, für wen ſie eigentlich leben. —

Und dann ſprach ſie von unſerm Kinde, mit einer weichen Zärtlichkeit, die ich nie an ihr gekannt hatte, mit einer Trauer in der Stimme, die mir weh that, die mir erſt recht zum Bewußtſein brachte, was ich alles zu entbehren, was ich verloren hatte.

Ein Gefühl der Zuſammengehörigkeit umſchlang uns, wie wir es früher nie empfunden hatten, und es reizte mich, ſie zu fragen, ob ſie ſich nicht zurückſehne,

ob sie nicht zu mir kommen wollte; denn jetzt konnte ich ihr jeden Wunsch erfüllen, aber ich glaubte ihre Antwort zu kennen, jene innere Antwort, während ihr Mund es gewiß abgeleugnet hätte, daß ihr Leben sich entfernt nicht so gestaltet hatte, als sie damals sich gedacht.

Da erhob sie sich, und die Frage wurde nicht gestellt.

Fest umfaßte ihre Hand die meine zum Abschied, und mit einem zaghaften Lebewohl, als fühle sie, daß ich einen Wunsch hegte, der mir doch nicht erfüllt werden konnte, ging sie — und ich habe sie nicht wieder gesehen.

Ich wollte ihr schreiben, aber ich hatte den Mut nicht.

Da hörte ich von ihrer Krankheit. Dreimal sandte ich ihr weiße Nelken, ihre alten Lieblingsblumen; allein sie gab mir kein Zeichen, und gestern erst, als ich von einer Reise heimkam, erfuhr ich, daß sie gestorben war.

Niemand hat mich gerufen; ein Ungeladener, habe ich fern gestanden, am Grabe unseres Kindes.

Nun habe ich hier zwei Gräber, die eng bei einander sein sollten und für immer getrennt sind.

Ich habe kein Recht an diese Tote. Was würde der Mann gesagt, was ihre neuen Freunde gedacht haben, wenn ich mich unter sie gestellt hätte. Und doch

hat sie einst mir gehört, mir zuerst; sie war mein, Jahre lang; und dieses Recht kann mir niemand streitig machen. Ich bin nur nicht mutig genug gewesen, es geltend zu machen.

Ich will ihren Frieden nicht stören. Schlafe ruhig, wenn ich auch abseits stehen muß.

Und nun: Lebe wohl! Lebwohl! —

Er bückte sich, griff in den Sand und warf dreimal eine Hand voll in die halb gefüllte Gruft.

— Lebe wohl! . .

Als ob ich nicht da sei, wandte er sich ab; und ohne einen Blick mehr zurück zu werfen, ging er in die Dämmerung hinein, zwischen den Kreuzen und Grabdenkmälern hindurch, auf die von den schweigenden Bäumen die ersten welken Herbstblätter fielen.

Den Kopf gesenkt schritt er unter den hängenden Zweigen hin, als wollte er die Stätte fliehen, wo nun zwei seiner Lieben lagen, und wo er selbst, abseits dieser neuen Toten, einmal zur letzten Ruhe eingehen würde.

Das große Los.

Digitized by Google

Sein Verteidiger wol[illegible] ihn veranlaſſen, gegen das Urteil Reviſion einzulege[illegible] aber er hatte verneinend den Kopf geſchüttelt.

Es hatte keinen Zweck; er ſpürte nicht die geringſte Luſt, ſeine fünfzehn Jahre im Zuchthauſe zuzubringen.

Dann lieber gleich tot.

Kaltlächelnd hatte er [illegible] es eingeſtanden. Wie er die Frau ſeines Freundes [illegible] geradezu beſtialiſcher Weiſe erſchlagen hatte, mit a[illegible] was ihm zufällig in die Hände gekommen war.

Dann hatte er die ganze Wohnung durchwühlt, aber ſtatt der fünf bis ſechshundert Mark, mit denen er ins Ausland hatte fliehen wollen, am liebſten nach Afrika zu den Buren, waren ihm nur achtzig Mark in die Hände gefallen.

Mit seinem Freunde, der mit ihm auf der Anklagebank saß, hatte er das Geld in wenigen Stunden verjubelt, und am anderen Abend schon war er in einem Tanzlokale, wo er halbbetrunken sich herumtrieb, fest genommen.

Er leugnete nichts, suchte nicht im geringsten seine That zu beschönigen. In aller Ruhe erzählte er vor Gericht den Hergang, mit einem Cynismus, der die Zuhörer schaudernd empörte.

Die Sache lag ganz klar; aber es wäre dem Verteidiger trotzdem nicht schwer gewesen, die That als Todschlag zu charakterisieren, hätte der Angeklagte sich mit seiner brutalen Offenherzigkeit nicht jede Möglichkeit auf mildernde Umstände bewußt verscherzt.

Und so wurde er denn zum Tode verurteilt. —

Er hatte den Spruch entgegen genommen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Es stand nur noch die Entscheidung des Königs aus, ob dem Recht sein Lauf gelassen werden sollte, — dann war sein Kopf verfallen.

Ruhig brachte er die Tage hin, die ihm noch blieben.

Von Begnadigung wollte er nichts wissen.

Wozu auch? . . . Er war sechsundzwanzig Jahre alt — und zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt zu werden, dafür dankte er. Damit er womöglich seine dreißig Jahre und mehr hinter Mauern saß.

Dazu hatte er mit seiner Mordthat nicht so geprahlt, um das zu erreichen.

Nein, nur bald den Kopf ab.

Er würde schon zu sterben wissen.

Wenn es nur nicht so lange dauerte. Bis jetzt hatte er die Nächte gut geschlafen; nur einmal war er aufgewacht, und in der dunklen Zelle war es ihm doch gruselig geworden.

Da hatte alles solch ekliges Aussehn gekriegt, nein, das wollte er nicht öfters durchmachen. —

Er saß, die Hände zwischen den Knieen, und starrte zu Boden. Das gefiel ihm, wie er nichts zu arbeiten brauchte, während im Zuchthaus, — na, davon hatte er einen einmal erzählen hören.

Er dachte an seinen letzten Tag, wo er sich nach Herzenslust gütlich thun konnte. Ein paar gute Cigarren, ein Fläschchen Wein — nur war er noch im unklaren,

ob er sich lieber ein Gullasch, oder ein Beefsteak mit Ei und recht viel Bratkartoffeln bestellen sollte. —

An der Thür ein Geräusch! . .

Er hob den Kopf und sah den Staatsanwalt vor sich.

Na endlich! . . nun war es zu Ende.

Morgen konnte es los gehen.

Aber er hatte sich geirrt.

— Erschrecken Sie nicht, fing der Staatsanwalt an, ich komme wegen einer ganz harmlosen Sache.

— Nur los!

— Unter Ihren Sachen hat sich ein Los der Meißener Dombaulotterie gefunden, Nummer 173211.

— Stimmt!

— Woher haben Sie das Los? — Ich habe Sie schon einmal gefragt, aber die Sache war damals ziemlich gleichgiltig und ich habe es fallen lassen.

— Das Los habe ich mir gekauft.

— Es ist nicht irgendwo gestohlen? —

— Aber das würde ich doch sagen.

— Gut. Wo haben Sie es gekauft?

— Gekauft eigentlich nicht, ſondern gewonnen.

— Wieſo gewonnen?

— Eines Abends haben wir bei Tübbeke geſeſſen; damals hatte ich noch Arbeit und es war Sonnabend, und da kam ein Händler in die Kneipe, und da haben wir jeder ein Fünfgroſchenſtück geopfert und nachher das Los ausgeknobelt.

— Iſt das wahr?

— Ja doch, wenn ich Ihnen doch ſage. Ich hab's gewonnen mit zwei Kirchen- und einem Bauernfenſter, ach ſo: alſo mit zwei ſechſen und eine vier.

— Und es iſt dieſes 173 211 der Meißener Lotterie? Das wiſſen Sie ganz beſtimmt.

— Ganz beſtimmt. Mein Freund Schütze hat die Nummer ſich auch aufgeſchrieben; denn wir haben abgemacht, wer das Los gewinnt, ſoll die anderen frei halten, wenn der Gewinn dazu reicht.

— Nun das würde reichen, denn das Los iſt mit dem Hauptgewinne von ſechzigtauſend Mark gezogen.

— Was denn? — wie denn?

— Der Schütze hat mir geſtern dieſen Brief hier

geſchrieben, ſonſt wüßte ich wohl kaum was davon; ich habe mich ſelbſt überzeugt, die Sache ſtimmt.

— Mein Los? — un ſechzigtauſend Mark.

Mit ſtarren Augen ſaß er da, und begriff noch immer nicht.

— Ich war im Zweifel, ob es angebracht ſei, Ihnen noch davon Mitteilung zu machen denn nützen kann Ihnen das nun leider nichts mehr; — aber Sie können ja irgend welche Verfügung treffen wollen; das ſteht Ihnen frei. Wenn Sie in der Beziehung irgend etwas wünſchen, wenden Sie ſich nur an den Herrn Direktor, der Ihnen gewiß entgegen kommen wird. Ich muß Sie allerdings noch darauf aufmerkſam machen, daß die geſamten Koſten des Verfahrens gegen Sie, die dem Staate erwachſen ſind, zuvor von dem Gewinne gedeckt werden, einſchließlich der noch bevorſtehenden Koſten Ihrer — alſo der letzten Koſten, die . . . Sie verſtehen wohl. Der Abzug iſt übrigens nicht ſchlimm im Verhältnis zu den ſechzigtauſend Mark, die Sie gewonnen haben. — Jedenfalls erwächſt damit auch dem Fiskus ein unerwarteter Vorteil. Ueber die verbleibende Summe natürlich ſteht Ihnen die letztwillige Verfügung zu. — Guten Morgen! . .

Damit nahm er seine Akten zusammen und verließ die Zelle wieder. —

*

Da saß er nun allein und begriff noch immer nicht.

Er befühlte sich, ob er auch nicht blos geträumt hatte; er sah sich um, — ob der Mann da eben wirklich bei ihm gewesen und mit ihm gesprochen hatte, oder nicht.

Sechzigtausend Mark! . .

Und die jämmerlichen vier Goldstücke fielen ihm ein, die er in der Kommodenschublade gefunden hatte, während die Frau daneben röchelnd am Boden lag, und das Kind im Nebenzimmer wie am Spieße schrie, sodaß er große Lust verspürte, es gleichfalls still zu machen.

Um lumpige achtzig Mark! . .

Und in der Tasche hatte er einen Fetzen bedruckten Papiers gehabt, für den man ihm heute sechzigtausend Mark auszahlte. —

Und er sollte nichts davon haben! nichts! . .

Noch zwei, drei Tage und es war mit ihm vorbei.

Eine ſinnloſe Wut überfiel ihn; und langſam kroch ihn die bange Angſt an, vor dem was kommen ſollte.

Nichts, garnichts ſollte er von dem Gelde haben. Nun war alles zu ſpät!

Ihn verlangte jetzt nach den fünfzehn Jahren Zuchthaus, die er ſich verſcherzt hatte. Ruhig hätte er ſie abgeſeſſen, denn wenn er frei kam, war er ein reicher Mann.

Jetzt aber! . . .

Verzweiflung erfaßte ihn. All ſeine Ruhe, ſein ſtoiſcher Gleichmut war dahin.

Den ganzen Tag ſaß er und grübelte.

In der Nacht fand er keinen Schlaf. Mit offenen Augen lag er da; und die Angſt kroch über ihn, die Angſt vor dem Tode. Eine wilde Sehnſucht nach Freiheit und Genuß hatte ihn erfaßt. Lockend ſtand da draußen das Leben und die Freude, und er mußte hier hinter den dunklen Mauern bleiben. Nur die kurze Fahrt nach Plötzenſee, und am andern Morgen den einen Gang würde er noch thun, den letzten, in jenen engen Hof, wo der Mann mit dem Beile auf ſeinen Kopf wartete. . . . .

Die Nacht wollte kein Ende nehmen; ein Streifen Mondlicht drang durch das ſchmale Fenſter von oben her in die Zelle; langſam ging es in das Tageslicht über, und es wurde lebendig draußen auf den Gängen. —

Auf ſeine Bitte brachte man ihm Papier und Feder, und den ganzen Tag ſaß er und brütete über ſeinem letzten Willen.

Endlich hatte er ſeine Entſcheidung getroffen.

Jedem ſeiner Freunde ſetzte er tauſend Mark aus. Den Reſt vermachte er dem Kinde der von ihm erſchlagenen Frau, das er beinah mit umgebracht hatte. Die ganze Nacht lag ihm das Schreien des Kindes in den Ohren, daß es ihn faſt wahnſinnig gemacht hatte.

Ganz plötzlich war ihm der Gedanke gekommen, für das Kind zu ſorgen.

Als der Anſtaltsdirektor das Schriftſtück in Empfang nahm, ſagte er:

— Na, das iſt recht! da thun Sie wenigſtens zuletzt noch ein gutes Werk. Das iſt anſtändig und brav von Ihnen.

*

Als der Wärter am Abend beim Schlafengehen nach seinem Gefangenen sah, fand er einen Zettel, auf dem stand:

Daß Se mir die Kohlrübe abhaken wollen is mir Wurscht aber mit den vielen Gelde wovon ich nu nischt haben soll das überlebe ich nich

*

Mit einem abgerissenen Streifen seiner Wolldecke hatte er sich erwürgt, — und alle Belebungsversuche blieben vergebens. —

Alte Liebe.

Vor ihm auf dem Boden saß sein Sohn, den zu großen Kopf auf die Seite geneigt, in sich zusammengesunken. Die kleinen Hände hielten eine Puppe umschlossen, die er ihm heute aus der Stadt mitgebracht hatte, um zu sehen, ob denn gar nichts auf den Sinn des bald zweijährigen Kindes Eindruck machte.

Es kroch kaum ein wenig am Boden hin; und nur wenn es aus seiner sitzenden Stellung nach vorn fiel, schob es sich ein wenig vorwärts. Lag der Junge auf dem Rücken, dann rührte er sich nicht mehr, machte keine Bewegung, schlug nur zuweilen mit den Händen täppisch in die Luft, und wenn es viel war, ließ er ein kreischendes Gebrüll los, zum Zeichen daß ihm diese Lage nicht mehr paßte.

Das war der einzige Laut, den er bis jetzt von sich geben konnte, nur dieses langgezogene Geschrei,

das einem auf die Nerven fiel und den Ohren so weh that.

Kein luſtiges papeln wie andere Kinder, die er auf der Straße oder in der Pferdebahn belauſchte, die mit zwei Jahren ſchon ganze Sätze ſprechen konnten.

Er hatte ſich aus Kindern bisher nichts gemacht, hatte nicht begriffen, wie ein Mann ſich für dieſe hilfloſen Weſen intereſſieren konnte; jetzt aber beobachtete er ſein Kind in jedem Augenblicke, den er daheim war; er verſuchte es, in dieſem Geſichte zu leſen, das unbeweglich blieb.

Geſtern in der Pferdebahn hatte er einen kleinen Kerl geſehn, der noch keinen Laut ſprechen konnte und ſich ſchon tot lachen wollte, wenn ſeine Mutter nur die Stirn kraus zog und ein ernſtes Geſicht machte. Sein Junge verzog keine Miene.

Er fragte manchmal eine Wärterin, wie alt das Kind im Wagen oder auf ihrem Arme ſei, um einen Vergleich zu haben.

Der Arzt erklärte, man ſolle ſich keine Sorgen machen; es komme vor, daß Kinder erſt mit dem vierten Jahre anfingen, die erſten Worte zu ſprechen. Der

kleine Eddi ſei, wenn auch körperlich kräftig, eben nicht ſonderlich lebhaft und geweckt. Aber das konnte noch kommen.

So redete er vor der Mutter. Ihm aber hatte er bedauernd geſagt:

— Ich fürchte faſt, daß das Kind nicht ganz normal iſt. Dieſer zu große Kopf und das ſchwache Rückgrat ſind recht bedenkliche Zeichen, aber wie geſagt: wir wollen die Entwicklung ruhig abwarten.

Das Kind ſaß regungslos auf ſeinem Fell und ſtarrte mit Augen, in denen nicht ein Funke von Verſtändnis dämmerte, vor ſich hin.

Es wußte offenbar garnicht, was es mit der Puppe anfangen ſollte; ſie glitt von ſeinem Schoße und blieb neben ihm am Boden liegen.

Johannes nahm die Zeitung, die er ausgeleſen hatte und ließ ſie raſchelnd fallen, ob der Kleine danach ſehen werde. Sie glitt kniſternd neben ihm nieder, aber das machte gar keinen Eindruck auf ihn.

Nun hockte der Vater ſich auf die Erde und hielt ihm die Uhr hin. Danach endlich griff er, aber er hielt ſie nicht feſt. Die großen, etwas vorſtehenden

Augen des Kindes ſtarrten wie hypnotiſiert geradeaus in die leere Luft, als er ihm die Uhr an das Ohr hielt.

Er hob das Kind auf und ging mit ihm an das Fenſter, zeigte ihm auf der Straße die Menſchen und Pferde. Dann klopfte er mit den Fingern an die Scheibe und beobachtete ſeinen Sohn.

Schwer ließ der den Kopf, der übergroß auf dem dünnen Halſe ſaß, zur Seite ſinken Ein Wuſt von dunklen Haaren verdeckte die Unförmigkeit des Schädels in dem noch kein Gedanke ſich regte.

Kein Zweifel, daß das Kind idiotiſch war. —

Er hörte es hinter ſich rauſchen und drehte ſich haſtig um.

Seine Frau in Beſuchstoilette, bereit zu einem Café zu gehen, wie das faſt jeden Tag vorkam.

Spöttiſch ſah ſie ihn an, als ſie fragte:

— Wo iſt denn das Mädchen? Du haſt dir wohl ſchon wieder einmal den Jungen geholt und ſpielſt Kindermädchen?

— Allerdings! — Das verſtehſt du natürlich nicht.

— Nein! Wozu haben wir uns eigentlich dieſe

alte Kinderfrau genommen, wenn ſie kaum etwas zu thun hat?

— Ich dächte, es wäre nicht zuviel, wenn ich mich in meiner freien Zeit mal eine halbe Stunde mit meinem Kinde beſchäftige. Du allerdings haſt nicht ſoo viel für ihn übrig.

Und er ſchnippte mit den Fingern.

— Ich kümmere mich genug darum, mehr als jede meiner Freundinnen.

— Deine Freundinnen! Bleib mir mit denen.

— Wenn du es für einen Genuß hältſt, ſich mit dem Kinde zu befaſſen, das doch nichts davon weiß, bitte!.. Der Junge weiß ja gar nicht, wer um ihn iſt. Er iſt am beſten bei ſeiner Wärterin aufgehoben.

— Leider weiß er das nicht. Du thuſt grade ſo, als ob ich daran ſchuld wäre.

— Vielleicht nicht?

— Wie? ... Was ſagſt du da? ..

— Ich verſtehe deine Entrüſtung nicht; wer iſt denn Schuld daran? Ich bin durch und durch geſund; wenn alſo das Kind nicht normal iſt, ſo laß mich dabei gefälligſt aus dem Spiele. Glaubſt du denn, ich

merkte nicht, wie du dieſes ganze letzte Jahr ſchon herumläufſt, als wollteſt du mir Vorwürfe machen? — Du thuſt es auch; jedes Wort, jeder Blick iſt ein Vorwurf, — aber ein gänzlich unberechtigter. Du kannſt mir keine Liebe aufzwingen für ein Weſen, das mir ganz fremd iſt, vor dem mir manchmal graut. Von mir hat das Kind nichts.

— So? . . von dir hat es nichts?

— Nein! . . Es muß das alles einmal geſagt werden. Und da du den Mut nicht haſt, warte ich nun ſchon ſeit Wochen auf den Augenblick, dir die Wahrheit zu ſagen. Ich bin geſund, das weiß ich, das wiſſen meine Eltern, alle Welt weiß das. Aber, mein Lieber, ich glaube, das arme Kind muß für die vergnügte Junggeſellenzeit ſeines Vaters büßen. Das iſt es! Das fühlſt du ſehr wohl, aber du möchteſt mich für das Kind verantwortlich machen.

— Ja, und ich mache dich verantwortlich. Meine Vergangenheit kannſt du mir nicht vorwerfen; was weißt du davon?

— Mehr als du denkſt.

— So! . . .

— Ja, glaubſt du, ich wüßte nicht, daß als du dich mit mir verlobt haſt, du erſt ein altes Verhältnis abfinden mußteſt?

— Nun, und . . .

— Ich dächte, das genügte.

— Du weißt ja nicht, wie thöricht du redeſt.

— Biſt du vielleicht ſo rein in die Ehe getreten, wie ich?

— Aber ich bitte dich.

— Nun alſo! Dann laß gefälligſt mich aus dem Spiele, und ſuche die Urſache da, wo ſie zu finden iſt.

— Das thue ich; und da du ſo große Worte gegen mich ſchleuderſt, will ich dir auch meine Meinung über die Sache nicht vorenthalten. Du haſt wohl völlig vergeſſen, wie oft ich dich gebeten habe, du möchteſt dich nicht ſo ſchnüren. Aber da half ja nichts. Es ſollte niemand davon wiſſen; und die liebe Eitelkeit ſiegte. Deine Gefallſucht, deine Angſt, jemand könne ahnen, daß du Mutter würdeſt, ſind Schuld an allem. Sieh dir das Kind an, das iſt einzig und allein dein Werk.

— Du biſt ja komiſch! — Demnach müßten einfach alle Kinder ſo ſein, denn was ich gethan habe, hat

noch jede Frau gethan; und es ist einfach Unsinn, was du da behauptest. Du thust das auch nur, um die Schuld von dir auf andere abzuwälzen. Aber damit hast du bei mir kein Glück.

— Und ich sage dir, du! du allein . . .

— Rege dich nicht auf! . . im übrigen kommt das Mädchen, das Kind holen. Du begleitest mich wohl nicht?

— Das erwartest du wohl selbst nicht.

— Bitte, das Mädchen! . . Erna, nehmen Sie das Kind. Adieu Eddi! Komm, gieb Mama das Händchen.

Sie nahm die schlaff herabhängende Hand des Kleinen, nickte ihrem Gatten zu, und rauschte aus dem Zimmer.

Das Mädchen hob das Kind auf den Arm und folgte der gnädigen Frau auf den Korridor, wo er sie noch mit dem Jungen reden hörte. —

Dann trat er an das Fenster und sah ihr nach, wie sie über den Damm ging, — wie sie das Kleid hob und rasch dahin schritt, sich in den vollen Hüften wiegend, die das Kleid prall und eng umschloß.

*

Einen Augenblick hatte ihm eine Erwiderung auf der Zunge geſchwebt, die er aber raſch wieder unterdrückt hatte.

Er wollte ihr entgegenhalten, daß er ſchon von vor ſeiner Ehe ein ganz geſundes Kind beſitze; allein als er damals ſeine alte Liebe verließ, war das Kind kaum ein halbes Jahr alt.

Beinah hätte er dieſen Trumpf ſeiner Frau gegenüber ausgeſpielt.

Den ganzen Tag verließ ihn die Erinnerung nicht an die Anna; wie lieb und nett ſie immer geweſen war.

Oft hatte ſie ihm erklärt, daß ſie ihm nie im Wege ſtehen werde, daß ſie genau wußte, er könne ſie nicht heiraten.

Und als das Kind kommen ſollte, war ſie ſo glücklich, ſodaß er ganz erſtaunt war.

Und als es gar ein Junge war, konnte ſie ſich vor Freude gar nicht halten, hatte nur noch Intereſſe für ihr Kind, vernachläſſigte ihn, dem die Atmoſphäre von Windeln und Kinderwäſche nicht behagen wollte, ſodaß ſie ſich fremd wurden, und er den rechten Zeitpunkt für gekommen hielt, ſich zu verheiraten.

Das Daſein des Kindes tröſtete ſie bald, ſodaß ſie in aller Freundſchaft auseinandergingen, denn er ſetzte ihr und dem Baby eine anſtändige Rente aus, damit ſie ſich keinerlei Sorgen zu machen brauchte.

Seitdem hatten ſie ſich nicht wieder geſehen; über zwei lange Jahre waren ſie ſich niemals begegnet.

Die Unterredung mit ſeiner Frau hatte die Erinnerung an alte Zeiten ſo lebendig in ihm erweckt, daß der Gedanke daran ihn nicht mehr verließ.

Was mochte wohl jetzt mit ihr ſein; ob ein anderer an ſeine Stelle getreten war? —

Der Gedanke war ihm unangenehm, obgleich er ihr für die Zukunft nicht das geringſte vorgeſchrieben hatte, ſich auch keinerlei Rechte anmaßte, ſelbſt wenn er ihr half. Das that er in erſter Linie um des Kindes willen, und dann weil ſie die ganzen Jahre ſo überaus nett und lieb zu ihm geweſen war.

Sie hatte nur für ihn gelebt, war immer bereit, zu allem was er wollte, während ſeine Frau . . . du lieber Gott, die hatte beſtändig was anderes vor; und wenn er ihre Zeit mal in Anſpruch nehmen wollte, fand ſie jedesmal ſo gewichtige Gründe: wie es diesmal

unmöglich ging, irgend eine Freundin, mit der sie sich ganz fest verabredet hatte; oder sie mußte zu irgend einem Familiengeburtstage, daß er schon garnicht mehr wagte, eine Forderung an sie zu stellen.

Das Kommen des Kindes hatte sie wie eine persönliche Beleidigung aufgenommen; und von Mutterliebe entdeckte er bei ihr nicht allzuviel. Ihre Vergnügungen waren die Hauptsache; sie mußte nachholen, was sie im ersten Jahre ihrer Ehe versäumt hatte.

Er empfand solch ein Mitleid mit seinem Kinde; stundenlang machte er den Versuch, mit dem kleinen, unbeholfenen Wesen zu spielen, seinen Geist zu wecken. —

Was mochte aus dem anderen kleinen Kerl geworden sein? Das mußte jetzt ein Bengelchen von drei Jahren sein.

Eine schreckliche Neugier plagte ihn, und er überlegte, ob er der Anna nicht schreiben sollte. Gewiß hatte sie ein Bild von dem, Kinde das sie ihm schicken konnte.

Er mußte wissen, wie es dem ging; ob seine Frau auch nur im entferntesten Recht hatte mit ihren Anschuldigungen, die er für ganz unsinnig hielt. —

Die Nacht schlief er unruhig, immer dachte er an

alte Zeiten; und am andern Morgen im Geſchäft gab er ein paar Anordnungen, ſo wenig präciſe, daß ſeine Leute ihn erſt aufmerkſam machen mußten.

Er war zerſtreut, — und immer ſtärker ward der Wunſch, einmal ſein Kind zu ſehen.

Eigentlich hatte er ſeiner Frau verſprochen, daß er das Mädchen nie wieder ſehen wollte; aber jetzt, da ſie ihn ſo herausgefordert hatte, hielt er ſich nicht mehr für gebunden. Außerdem konnte Anna irgend wen anders mit dem Kinde ſchicken. Es ging doch jedenfalls auf einen Kinderſpielplatz, da konnte er es dann treffen.

Als er aus dem Geſchäfte kam, wußte er nicht, was er anfangen ſollte. Seine Frau war nicht zu Hauſe, er hatte nichts vor; und da es noch hell und früh war, bummelte er ein Stück — und ohne daß er es gewollt, kam er in die Gegend, wo Anna wohnte.

Es heimelte ihn an, dieſe bekannten Straßen, durch die er oft mit ihr gegangen war; dort in dem großen Delikateſſengeſchäft hatte er eingekauft, worauf er gerade Appetit hatte, oder wovon er wußte, daß er ihr eine Freude machte.

An einer kleinen Weinstube kam er vorbei, in der sie häufig gesessen hatten, weiterhin ein großer Volksgarten, der war ihm auch nicht unbekannt.

Die ganze Gegend war ihm vertraut. Dort der Schirmmacher, wo er ihr den roten Sonnenschirm gekauft, als sie einmal auf ein paar Tage einen Ausflug unternommen hatten. Der Schuhmacher, wo sie beide sich ihr Schuhwerk machen ließen, weil dieser kleine Meister in der abgelegenen Gegend tadellos arbeitete.

Nun bog er um die Ecke und war in der Straße.

Erst ging er an der Hausthür vorbei, dann auf der anderen Seite, um nach dem Fenster hinauf zu sehen. Dort oben die Loggia, wo die japanischen Fächer an der Wand waren und eine bunte Papierlaterne herabhing, da wohnte sie.

Es war alles noch wie früher.

Jetzt bewegte sich etwas zwischen den Blumen. Das war ihr Kopf, und jetzt hob sie ein Kind zu sich herauf, und beide sahen auf die Straße herab.

Wahrscheinlich erwartete sie jemand; aber nein, sie sah so gleichmütig die Straße entlang; die beiden guckten nur ein wenig hinaus. Das kannte er, wie sie ganz

anders von demſelben Balkon ausſchaute, wenn er ſich einmal verſpätet hatte.

Er blieb ſtehen; ſie zog ſich zurück, ohne ihn geſehn zu haben, und ließ das Kind auf ihrem Schoße tanzen.

Ohne länger zu überlegen ging er hinüber in das Haus, und ſtieg die altgewohnten Treppen hinauf.

Er klopfte an die Thür, wo das Porzellanſchild ihm entgegenleuchtete, das er ihr hatte machen laſſen: Anna Plettner.

Zu klingeln traute er ſich nicht; da ihm nicht aufgemacht wurde, klopfte er nach einer Weile energiſcher.

Nun hörte er einen leichten Schritt, dann ging die Thür weit auf. Er ſtand mit dem Rücken gegen das Licht, ſodaß ſie ihn nicht erkannte.

— Sie wünſchen? . .

— Störe ich? fragte er.

Sie prallte zurück, — aber dann ging ein aufleuchten über ihr Geſicht; ganz rot wurde ſie.

Er trat ein.

— Johannes du? — ach du! . .

Weiter brachte ſie nichts hervor in ihrer Verwunderung und freudigen Ueberraſchung.

Nun zog ſie ihn in das Zimmer; und als ſie ſein verlegenes Lächeln ſah, und daß er gewiß nicht in irgend einer böſen Abſicht kam, griff ſie nach ſeiner Hand, und indem ſie ſich niederbeugte und ſie küßte, ſchluchzte ſie zwiſchen Lachen und Weinen:

— Du kommſt zu mir? . . Wirklich? Du willſt dich einmal nach mir umſehn? — Wie lieb von dir, wie lieb! . .

Da ſah ſie ſeinen Blick, wie er nach dem Kinde ſtarrte, das in der Balkonthür ſtand und jetzt ſchüchtern auf die Mutter zulief, und ſie ſagte nickend:

— Das iſt Hans! Den kennſt du wohl nicht wieder? . .

Ganz verlegen ſtanden ſie einander gegenüber; mit großen blauen Augen ſah der Junge den Fremden an, der da vor ihm ſtand. Nun ſah er zu der Mutter auf, und da ſagte ſie, ganz haſtig:

— Hans, das iſt dein Papa! . .

Sie hob den Knaben hoch, hielt ihn feſt im Arm und wiederholte:

— Dein Papa, der von ſeiner Reiſe zurückgekommen iſt.

Und das Kind ſtreckte ihm die Arme entgegen und rief:

— Papa! Papa! . . .

— Gieb Papa einen Kuß und hab ihn lieb.

Nun ſchlug der kleine Kerl die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn zwei- dreimal.

Und ganz zuthunlich war Hans gleich, gar nicht verlegen, ſondern ſtolz ſagte er:

— Nu habe ich auch einen Papa.

Ganz erſtaunt war er, daß dieſer kleine Blondkopf reden konnte, der ſich ſtemmte, ſodaß er ihn auf die Erde ſtellte, wo er vor ihm ſtehen blieb und leiſe fragte:

— Was haſte denn Hans mitgebringt?

— Pfui Hans, wer wird ſo fragen. Papa wird müde ſein von der Reiſe.

Und leiſer fragte ſie ihn:

— Willſt du dich nicht ſetzen und ablegen? —

Das that er dann, ganz mechaniſch; und vor Verlegenheit wußten ſie beide nicht, was ſie recht ſagen ſollten.

Sie waren auf die Loggia gegangen. Hans hatte ſeinen neuen Vater an der Hand gefaßt und ließ ihn

nicht wieder los, sondern sah ihn immerwährend neugierig von der Seite an.

— Willst du vielleicht ein Glas Bier, Johannes?

— Danke schön, nein!

— Hast du denn schon zu Abend gegessen?

— Nein, das nicht.

— Und du hast ein wenig Zeit? oder wirst du erwartet? . .

— Ich habe noch Zeit!

— Ach, bitte, bitte! . . bleib hier und iß mit uns zu Abend.

— Aber . . .

— Ach bitte, thu es dem Kind zu liebe, ja?

— Also gut.

— Ach das ist nett. Hans, zeig Papa mal alles was du kannst. Mama kommt gleich wieder.

Und ehe er es hindern konnte, hatte sie ein Tuch umgeschlagen und war fort einkaufen. —

Er war allein mit seinem Sohne, und wußte nicht recht, was er mit ihm anfangen sollte; allein der überhob ihn aller Verlegenheit, plauderte bunt durcheinander und fragte ihn in der umfassendsten Weise aus, wo er

gewesen? und weshalb er nicht früher gekommen sei? alles Fragen, auf die ihm die Antworten nicht ganz leicht wurden.

Dann schleppte er alle Spielsachen herbei, die er besaß, und der Papa mußte sie bewundern.

Dabei betrachtete er seinen Sohn. Blonde Locken umrahmten das niedliche Gesicht, aus dem zwei blaue Augen ihn so verständnis- und liebevoll anblickten. Plötzlich ließ das Kind seine Spielsachen, kam an ihn heran und schmiegte sich schmeichlerisch an seine Kniee.

Groß und kräftig war der Junge für sein Alter, so sauber gepflegt mit seinem milchweißen Teint und dem vollen kleinen roten Munde; und plötzlich beugte er sich nieder und küßte das Kind auf den Mund, das seine Arme rasch um seinen Hals schlang und nun auf seinen Schoß kletterte, wo es still sitzen blieb, daß er das kleine Herz deutlich schlagen fühlte, als er den Arm schützend um ihn schlang. —

So saßen sie, während die Dämmerung einbrach, ganz still, bis draußen in der Flurthür ein Schlüssel knackte, und die Mutter zurückkam.

Raſch ließ ſich Hans vom Schoße herunter und lief hinüber in die Küche. —

Ein letzter Tagesſchein lag noch in dem kleinen Zimmer, und Johannes ſah, daß alles noch an ſeinem alten Platze ſtand, wie vor drei Jahren.

Dort über dem Sofa ſein Bild, ganz groß, das er ihr einmal hatte ſchenken müſſen; dann ein paar kleinere, und hier Momentphotographieen, die ſie ſich auf irgend einem Ausfluge hatten machen laſſen. —

Nun kam ſie herein, ſagte nichts, lächelte ihm nur freudeſtrahlend zu, zündete die Hängelampe an und zog die Fenſtergardinen vor. Die Thür zum Balkon blieb offen.

Im Augenblick hatte ſie den Tiſch gedeckt, alles in tadelloſer Ordnung, und aus der Küche hörte man es angenehm pruzeln. —

Dann ſetzten ſie ſich zu Tiſch, auch Hans, deſſen Plappermund keinen Augenblick ſtill ſtand. Er mußte ſeinem neuen Papa doch alles erzählen.

Johannes fühlte ſich an dieſem einfachen Tiſche ſo behaglich wie nie in ſeinem vornehm und ſtilvoll eingerichteten Eßzimmer; und tüchtig langte er zu, während er zu Hauſe immer die vorwurfsvollen Augen

ſeiner Frau auf ſich fühlte, die nicht begriff, wie man ſo viel eſſen konnte.

Dann ſah er zu, wie ſein Junge zur Ruh gebracht wurde. In ſeinem Nachtröckchen kniete er in ſeinem Gitterbette und ſprach ſein Gebet; und als der kleine Kerl an die Stelle kam: Lieber Gott, beſchütze auch meinen lieben Papa, daß es ihm allzeit gut gehe! — da ſtieg es heiß in ihm auf. —

So alſo dachte man ſeiner hier. Aus allem hörte er heraus, wie viel ſie dem Kinde von ihm erzählt haben mußte.

Er gab ſeinem Jungen, der nur ſchwer zu bewegen war, ſchlafen zu gehen, den Gutenachtkuß; und Hans wollte ſeine Arme gar nicht von ihm los laſſen. —

Dann ſaß er, während ſie aus dem dunklen Nebenzimmer hörten, wie das Kind ſich unruhig in ſeinen Kiſſen warf, gemütlich bei der Lampe, und im Flüſtertone ſprachen ſie mit einander über die lange Zeit, in der ſie ſich nicht geſehen hatten. —

*

Als er nach Haus kam, trat er an das Bett seines Kindes. Zum ersten Male stieg ein leises Grauen in ihm auf, als er den unförmigen Schädel verglich mit dem schmalen Blondkopfe des anderen; diese kraftlosen Glieder, die sich in ihrer Schwäche krümmten gegenüber den vollen gesunden Armen und Beinen des kleinen Hans, der sich so schmeichlerisch an ihn gedrängt hatte und so lustig plauderte.

Leise strich er über die Decke und sagte:

— Armer Kerl! . . .

*

— Wissen Sie schon. Bei Lingens soll es auch einen Knax gegeben haben; die leben jetzt ganz neben einander hin, und jeder geht seine eigenen Wege.

— Das verstehe ich nicht, diese nette Frau; und er ist doch auch ein so angenehmer Gesellschafter.

— Er vernachlässigt die Frau in unerhörter Weise.

— Denken Sie nur, wie empörend: er geht wieder

mit seinem alten Verhältnisse. Mein Mann hat ihn neulich getroffen.

— Es soll eine alte und häßliche Person sein.

— Ja, ganz gewöhnlich.

— Und diese hübsche Frau, und wie sie sich anzuziehen versteht.

— Eine prachtvolle Figur, diese schlanke Taille.

— Da sieht man wieder so recht die Männer: erst heiraten sie ein unschuldiges, junges Mädchen, und dann laufen sie wieder zu ihren ehemaligen Geliebten.

— Er soll mit dem Mädchen von früher ein Kind haben.

— Auch das noch!

— Sein eignes ist ja wohl nicht ganz normal?

— Die arme Frau. Sie ist recht zu beklagen.

— Haben Sie das Kind mal gesehn?

— Ach nein, ich mag auch nicht.

— Das von der anderen soll übrigens sehr hübsch sein.

— Und er ist wirklich mit dieser Person wieder zusammen?

— Empörend!

— Verſtehen Sie, wie ein Menſch mit geſunden Sinnen dieſe hübſche, feſche Frau laſſen kann, um irgend einem ungebildeten Frauenzimmer nachzulaufen? —

— Ich nicht.

— Unerhört! ...

— Die Männer ſind manchmal zu komiſch.

— Verrückt!

— Die arme Alice! Sie iſt wirklich zu beklagen.

— Wir wollen recht bald zu ihr.

— Ja, das wollen wir.

— Die Aermſte! . . .

Inhalt

	Seite
Die Leichenmarie	1
Selbstmord	13
Dübelsmoor	33
Mitternachts	101
Der Salzsee	111
Die Leiche	133
Der Erste	147
Das große Los	163
Alte Liebe	175

Gedruckt bei Imberg & Lessson in Berlin SW.